

# VERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 18.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 4. Mai 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.  
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. exkl. Stempel.

37. Jahrg.

## Montana Bills erste Liebe.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Nachdruck verboten.

Der Eisenbahnzug, welcher heute aus dem weiten Thale des Rio Grande gegen Westen ablenkte, um auf dem vielgewundenen Schienenwege über die Pässe und durch die Schluchten der Sierra Madre nach Eldorado City zu fahren, war ungewöhnlich stark mit Reisenden gefüllt. Daran war vielleicht das prächtige Wetter dieses Augusttages schuld. Der Himmel war so klar und wolkenlos, daß man von manchen Stellen aus die entferntesten Schneespitzen der Sierra Madre deutlich wahrnehmen konnte. Auch von dem Rauch der hier so häufigen Waldbrände war diesmal nichts zu bemerken, und so zeigte sich denn die herrliche Hochgebirgsnatur dieser Genden in ihrer ganzen Pracht. Hohe Thälwände, mit mächtigen, hochstämmigen Kottannen besetzt, wechselten mit fahlen, dräuenden Felsen oder finsternen tiefen Cañons (Schluchten); auf der üppig grünen Thalsohle zeigten sich Ranchos mit Viehherden hier und dort, bewacht von berittenen Hirten; auf scheinbar unzugänglichen Felsen nestelten die Blockhäuser der Goldgräber, oder es erschienen die Gerüste und Schutthalben der Silberminen.

Zu dem einzigen „Salonwagen“ des Zuges waren die Passagiere verschieden beschäftigt. Einzelne, denen die prächtigen Gebirgs-scenen der Sierras schon bekannt waren, lasen ihre Zeitungen, andere hatten die verstellbaren Lehnen ihrer Sitze zurückgelegt und schliefen; wieder andere waren eifrig bei einer Partie Poker, dem beliebtesten amerikanischen Hazardspiel, beschäftigt und „Straight flush“, „two pairs“, „four knigs“ waren die einzigen Worte, die man von dorthin zu hören bekam.

Die elegant gekleidete Dame, die nachlässig in einer Waggonecke ruhte, hatte bisher ihr Gesicht dem Fenster zugewandt, augenscheinlich um die Gegend zu bewundern. Nun, da die Sonne sich langsam zum Untergange neigte und in den Schluchten bald Dämmerung eintrat, wandte sie sich wieder ein wenig ihrem Vater zu, der auf der anderen Seite des Waggons saß. Nun konnte man wahrnehmen, daß Miß Ellis das reizendste Geschöpf war, das jemals in diese Gegenden der Sierra Madre gekommen.

Die junge Dame mochte zwar nicht mehr als siebenzehn Jahre zählen, und doch war sie schon eine üppige Erscheinung, die jeden Flaneur der Fifth-Avenue in New-York sofort den Kopf verdreht hätte, hier bei den Mineuren und Viehzüchtern, welche die gewöhnlichen Passagiere der Sierra Madrebahn bilden, jedoch eine Art heilige Ehrfurcht, ja Scheu erweckte. In der That war der Eindruck, den die siebenzehnjährige Großstädtlerin auf ihre einfachen Reisegefährten machte, bezwingend und durch das verlegene Schweigen ihrer Nachbarn deutlich erkennbar. Nur ganz verstohlen blickte zuweilen einer von ihnen unter der breiten Krämpfe seines mexikanischen Sombrero hinüber zu dem reizenden Geschöpf, um die prächtigen, so naiv in die Welt blickenden großen dunklen Augen, die zarte weiße Hand oder die hellblonden dicken Haarflechten zu bewundern, die unter dem koketten Reifschütchen üppig hervorquollen.

Selbst der struppige, rothaarige Geselle, mit dem ihr Vater im Gespräche begriffen war, warf zeitweilig bewundernde Blicke auf das reizende Geschöpf herüber. Mit seinem offenen grauen Flanellhemd, den in die Stiefelschäfte gesteckten Beinbleibern und dem schweren Revolver im Gürtel bot er einen gewaltigen Kontrast zu dem großstädtischen, vornehmen Aeußeren des M. Ellis. „Mein Kind“, hub dieser an, als er sah, daß seine Tochter Interesse an dem Fremden nahm, „ich möchte dir unseren Reisegefährten, den Mayor von Eldorado

Kopfnicken lud sie den struppigen Mineur ein, ihr gegenüber Platz zu nehmen, und plauderte sofort so unbefangen mit ihm, daß er bald seine Fassung wiedergewann.

„Mein Vater wird euch schon gesagt haben, daß wir hierher reisten, um meinen Bruder zu besuchen. Frank hat sich vor einigen Jahren eine Ranch hier gekauft, und nun möchten wir doch sehen, wie es ihm geht. Kennt ihr Frank?“

„Nein, Miß Ellis, ich kenne so ziemlich all die jungen Leuten — die jungen Gentlemen will ich sagen — aus der Umgegend, aber Frank Ellis kann ich mich nicht entsinnen.“

„Zu seinen Briefen erwähnte Frank mehrmals seines Freundes Bill; er schreibt so enthusiastisch über ihn, vielleicht kennt ihr den? Er soll ein kühner Jäger sein?“

„O, Miß, das ist wohl Montana Bill! Gewiß ist er es! Ja, jetzt entsinne ich mich eures Bruders, Miß (damit schlug er sich mit der schwieligen verbrannten Rechten auf die Stirn), Montana Bill hat von ihm erzählt. Ich sag' euch, Miß Ellis, das ist ein rechter Freund, und vergeßt es nicht: 's giebt keinen braveren Burschen vom Yellowstone herunter bis zum Colorado! Wir fuhrn gestern zusammen hierher, und er wollte heute wieder nach Eldorado City zurückkehren. Seltsam, daß er nicht auf diesem Zuge ist, aber 's kann sein, daß er in „Uncle Jim's Camp“, das ist die nächste Station, aufsteigt.“

„In der That?“ fragte das junge Mädchen.

„Ich glaub' es wohl. Der gute Junge — und ein hübscher stammer Bursche ist's auch, Miß — fuhr herunter, um seinem Partner auf der Ranch zu helfen. Seht ihr (der Mayor nahm seinen schweren schmierigen Kalabrejser vom Kopfe und kraufte sich im Haar) Bill hat ein großes, großes Herz, und die Burschen hier herum haben ihn alle sehr gern; 's giebt nichts, was er nicht thun würde, um Freunden zu helfen. Da z. B. ist der „Apachen Charley“ sein Partner. Der arme Kerl hat seinen Rancho unten bei San Idelfonso; Gott helf' mir, die Heuschrecken fraßen ihm letztes Jahr die ganze Ernte auf, und die verfl. . . verzehrt, Miß Ellis, die Rothhäute, diese Kannillen haben ihm Frau und Kind ermordet. Und da war er denn gar nicht mehr bei Sinnen, und da kam dann der Montana Bill und rüttelte ihn ein bißchen auf, sodaß er wieder ein Mensch ist. Gerade gestern fuhr Bill herunter, um Charley abzuholen. Er will eine kleine Sprightour ins Gebirge mit ihm machen und ein wenig jagen. Wißt ihr, Miß, wenn's euch recht ist, will ich ihn euch vorstellen. Ich hoffe nur, daß er im Uncle Jim's Camp zum Vorschein kommt! Ich steig' dort aus, Miß Ellis, aber 's ist Zeit genug, daß ich ihn euch bringe,

Miß, bevor der Zug weiterfährt. Montana Bill wird euch von eurem Bruder erzählen, darauf könnt ihr wetten!“

„Mary, meine Liebe,“ unterbrach der Vater den Mayor, „ich möchte dir diesen jungen Engländer vorstellen, M. Horace Geh, er lebt auf einer Farm in der Nähe und kennt deinen Bruder genau. Entschuldigt, M. Mayor, aber könnte ich euch noch einiges fragen, bevor wir Uncle Jim's Camp erreichen? Mich wundert's nämlich, daß mein Junge uns nicht entgegengefahren ist. Vielleicht hat er unsere Briefe nicht erhalten. Wo, sagt er, werden wir ihn am besten finden?“

„Well, Sir,“ antwortete der Mayor, „in der Welt giebt



Lonei. Gemälde von E. Rau.

Photographische Union in München.

City vorstellen, wo wir heute abend übernachten müssen. Der Mayor erzählt mir, Eldorado City sei eine sehr hübsche Stadt geworden, und du wirst dich gewiß freuen, auch etwas von der Gegend zu hören, wo Frank jetzt weilt.“

Mit diesen Worten ließ er das Stadtoberhaupt von Eldorado City vor seiner Tochter stehen und wandte sich einem anderen Passagier zu. Der Mayor, der in seinem ganzen Leben wohl niemals einer Städterin oder gar einer so vornehmen Schönheit wie Miß Ellis vorgestellt worden war, wußte aus Verlegenheit gar nicht, was beginnen. Aber Mary Ellis war der Situation vollständig gewachsen. Mit freundlichem



es niemanden, der das besser weiß als Montana Bill. Ich will verdammt sein, wenn's nicht so ist. Bill wird wohl in Uncle Jim's Camp hier einsteigen, und eure Tochter hat mir erlaubt, ihn vorzuführen."

"Montana Bill? Merkwürdiger Name das," meinte M. Ellis, "was kann denn das für ein Knauz sein?"

"Well, Sir," antwortete der Mayor, "ich hab's eurer Tochter schon gesagt, 's ist der beste Kerl in den Rockies\*, und mit der Faust auf M. Ellis' Knie schlagend, fuhr er fort: "Und wettet euer süßes Leben darauf, ein stinker, forscher Kerl dazu! Habt ihr denn nicht gehört, was er im vergangenen Jahre in Texas that? Nicht? Natürlich nicht, ihr seid ja von Boston! Aber hier in den Territorien weiß es jeder. Na, also, wißt ihr, Bill hatte einen Partner, einen braven, guten Kerl, der niemandem etwas zu leid that. Eines Abends saß er in der Schänke mit anderen und spielte Poker. Kommt da der freche Lump, der Laguna Sharp\* dazu (den Schrecken nannten sie ihn auch) und verlangt mitzuspülen. Bills Partner sagt nein, sie wollten ihn nicht. Der Sharp sagt kein Wort weiter und geht in die Nebenstube und wirft sich in einen Schaukelstuhl. Wie der arme Kerl nach dem Spiel hereintritt, zieht Sharp seinen Revolver und schießt ihn tot. 's war nicht sein erstes Opfer, der Lump schoß jeden Tag mit Bleitüfeln herum wie mit Erbsen. Na, also, die anderen hören den Schuß, stürzen herein, aber Sharp war schon beim Fenster heraus auf seinen Bronco und jagte davon. Nun fahnen die anderen auch Pferde und jagen hinter Sharp drein. Da kommt der Montana Bill, hört die Geschichte, fragt, welche Richtung der verdammte Mörder eingeschlagen und galoppiert den anderen nach. Da etwa nach einer halben Stunde sieht er diese schon wieder zurückkommen, aber ohne Sharp. Der Schrecken hatte einen zu weiten Vorsprung, sie könnten ihn nicht einholen. Well, Sir, der Montana Bill aber, der prächtige Kerl, sagt zu ihnen: "All right, jetzt laßt mich 'mal versuchen!" und reitet allein weiter. Was sag' ich reitet! fliegt und jagt wie der leibhaftige Satan über die Mesas\*\* und durch die Täler und Schluchten, und Herr, das ist eine Hundeaufgabe, so über die Mesas zu reiten. Kommt er auf 'ne hohe Stelle, wo ihn Sharp möglicherweise sehen könnte, so reitet er langsam, um dem Sharp Zutrauen einzufloßen. Na, endlich kommt er so langsam hinter Sharp drein geritten.

"Hallo, Montana, wie geht's denn?" ruft ihn Sharp ein bißchen mißtrauisch an. "Wo kommt ihr her?"

"Hallo, Laguna, wie geht's?" antwortet Bill, als wüßte er nichts.

"Nun, wißt ihr, Montana, ich hab' ein bißchen Angst. Ich hab's hart getroffen drinten, ich hab' auf einen Burschen geschossen, und ich muß es zugeben, ich hab' ihn getroffen."

"Was ist das wieder?" fragt Bill. "Habt ihr schon wieder geschossen? Haben wir denn nicht oft genug einen Burschen zum Frühstück drinten? (Wißt ihr, Sir, versteht ihr? Der Montana Bill sprach nur so zu Sharp, damit er sein Mißtrauen verliert.) Well, so reiten beide nebeneinander und sprechen gemüthlich, aber Bill guckt die ganze Zeit heimlich über Sharps Schultern nach seinem Gürtel und sieht dort zwei schöne Revolver mit Esfenbeingriff stecken. Die zwei reiten weiter, aber plötzlich wie der Blitz reißt Montana Bill seinen eigenen Revolver aus dem Gürtel, hält ihn an Sharps Schädel und sagt: "Laßt euren Gürtel fallen, und seid verdammt schnell damit, oder ich drück' los!" schreit ihm Montana Bill ins Ohr. Und Sharp thut natürlich, was Bill verlangt.

"Habt ihr ein Bowie-Messer bei euch?" fragt Bill. "Nein," antwortet Sharp.

Bill fühlt an Sharps Kleidern, ob der verdammte Lump nicht noch eine Waffe verborgen hat, dann sagt er ihm: "Jetzt kehrt um. Wir reiten zurück!"

Nun weiß Sharp, daß sein Spiel zu Ende ist und sagt nichts und ist sanft wie ein Lamm. Aber Bill läßt ihn nicht aus den Augen und bewacht ihn scharf, den Revolver auf ihn gerichtet. So reiten die beiden wieder im Camp ein. Well, Sir, ihr könnt euch denken, wie die Burschen den Bill begrüßen. Der Sharp wird eingesperrt, und den Bill tragen sie auf ihren Schultern herum und traktieren ihn mit Champagner, acht Dollars die Flasche, you bet!"

"Das ist wirklich eine seltsame That," meinte M. Ellis, und auch Miß Mary seufzte erleichtert auf, denn sie hatte die Unterhaltung mit dem jungen Engländer längst abgebrochen, als sie den Namen Montana Bill nennen hörte, und beide waren der ungeschlachten Erzählung des Mayors mit Spannung gefolgt.

"Gott, ich möchte wirklich, Montana Bill, wie ihr ihn nennt, wollte uns in den Weg kommen, ich möchte ihn gern kennen lernen!" äußerte Miß Mary endlich.

"Well, Miß, wir sind hier bei der Station," antwortete der Mayor, und den Kopf zum Fenster hin ausstreckend, rief er freudig: "Ich will gehängt sein, Verzeihung, Miß, da ist Montana Bill!"

Miß Mary sprang auf, eilte auf die andere Seite des Waggons neben den Mayor und blickte neugierig hinaus. "Wo, wo, ist er?"

Von dem Duzend roher, ungekämmerter Gefellen, die nachlässig die Hände in den Hosentaschen, den Revolver im Gürtel, auf der Station lungerten, stach Montana Bill in vorteilhafter Weise ab, denn obgleich er auch nur die gewöhnliche Campagnekleidung der Cowboys trug — das faltenreiche Flanellhemd, graue Beinkleider, hohe Stiefel mit schweren Sporen, einen breiten silberbordierten Sombrero auf dem Kopf und ein rotes Taschentuch lose um den Hals geschlungen — zeichnete er sich doch durch sein elegantes Auftreten, seine leichten Bewegungen, sein ganzes Wesen aus. Er war ein stattlicher, kräftiger Mann mit schönem, wenn auch stark gebräuntem Gesicht, dunklen Haar und Bart und mit ein paar klaren, scharfen, aber doch gutmütigen Augen. Neben ihm befand sich ein langer sehniger Mann in der gleichen Tracht, aber blaß und düster aussehend, augenscheinlich sein Partner, Apache Charley. "M. Ellis," sprach der Mayor, "ich möchte euch meinen Freund M. Montana Bill vorstellen." Dann ergriff er M. Ellis Rechte, schüttelte sie herb und meinte treuherzig: M. Ellis, ich muß jetzt herans, sonst nimmt der Zug mich mit. Bin gewaltig froh, euch begegnet zu sein, und euch auch, Miß. Damit berührte er an-

dächtig die fein behandschuhte Hand, die ihm das schöne Mädchen lächelnd entgegenstreckte und stolperte, so gut es die plumpen Stiefel erlaubten, aus dem Waggon.

Ein Pfiff, der Zug rollte langsam weiter. Der Mayor rief noch ein "Good bye" hinterdrein, und die Passagiere im Waggon nahmen ihre Plätze wieder ein. Miß Mary wies Bill mit einem leichten Neigen ihres lieblichen Köpfchens den Sitz ihr gegenüber an, und sich niederlassend, sagte Bill leise zu der Dame: "Ich werde meinen Partner nicht vorstellen, er ist nicht in der rechten Stimmung. Er hat zu viel Unglück gehabt."

M. Ellis, der neben beiden an der Waggonthüre lehnte und Bills Worte gehört hatte, meinte ebenjo leise: "Ich weiß, ich weiß, der Mayor hat mir erzählt. Schrecklich traurig in der That."

Die Unterhaltung war kurze Zeit lang eine allgemeine, dann aber wandte sich M. Ellis zu dem jungen Engländer Horace Grey, der düstere Apache Charley war in den Rauchwaggon gegangen, eine Pfeife zu rauchen, und Montana Bill war mit Miß Mary Ellis allein geblieben.

Damit stockte auch die Unterhaltung zwischen beiden. Mary Ellis, sonst ein lebhaftes, naives, durchaus nicht schüchternes Mädchen, wurde sich plötzlich klar, daß sie sich hier im Herzen der nur von Indianern, Trappern, Goldgräbern und "Ranchers" bewohnten Territorien, inmitten der Hochebenen zwischen den Felsengebirgen befand, daß ihresgleichen sich selten bis hierher verirren, ja daß sie nicht nur im ganzen Eisenbahnzuge das einzige weibliche Wesen war, sondern vielleicht sogar in dem ganzen Minenlager Eldorado City, das der Mayor in seinem Lokalpatriotismus als "Stadt" bezeichnet hatte. Dann fühlte sie (denn sie blickte nicht auf), daß sie nun einem der bravsten und kühnsten "Ranchmen" oder Cowboys des ganzen Territoriums gegenüber saß, und unwillkürlich zog sie ihre kleinen, zart beschuhten Füßchen, die Bill verstohlen bewundert hatte, von dem Sitz ihr gegenüber zurück und drückte sich etwas mehr in die Ecke. Schon längst hatte sie von den wilden, kühnen "Grenzen" der Felsengebirge gelesen, und zu Hause, in Boston, war so ein "Ranchman" für sie der Inbegriff aller Romantik, der Gegenstand all ihres Sehnsüchens gewesen. Dann hatte sie auch gehört, daß es unter den "Ranchmen" ganz feine, gebildete Leute gäbe, reiche Bostoner Jünglinge, welche in Harvard oder Yale College ihr Examen gemacht und die der Gang zu Abenteuern oder Gewinnjagd hierhergeführt hatte. Ob denn Montana Bill auch einer war? Vielleicht, aber es mußte schon lange her sein, denn er war doch schon über die dreißig; und er hatte sich den Jargon der "Grenzer" gar arg angewöhnt.

Bill seinerseits war noch verlegener, als das junge Mädchen, denn er hätte sich niemals im Traum einfallen lassen, hier in diesem rauhen, von den Indianern besetzten Lande einer so reizenden Fee zu begegnen, wie Miß Mary Ellis. Sie war ja das schönste Mädchen, das er in seinem Leben gesehen! Selbst aus seiner Studienzeit in Boston konnte er sich keines solchen Mädchens erinnern. Aber nun saß er da, der Tölpel, und wagte in blöder Weise nicht, sie anzureden. Also Mut gefaßt, Augen auf und gesprochen!

Mary Ellis fuhr beinahe erschrocken zusammen, als sie die weiche, tiefe Stimme ihres Gegenüber wieder hörte. Aber er sprach von ihrem Bruder Frank, von seinem Leben und Thun, so daß sie bald ihre Scheu ablegte und so munter und unbefangenen ihren Anteil an der Unterhaltung trug, daß es dem Ranchman ganz eigentümlich zu Gemüte wurde. Die Augen beider senkten sich nicht mehr, wenn sie einander begegneten, und Miß Mary war während des Gesprächs aus ihrer Waggonecke wieder allmählich herausgerückt, sodaß sie einander wieder ganz nahe waren.

Endlich erschienen in der Dunkelheit, in welcher sie jetzt saßen, einige Lichter. "Das ist Eldorado City," sagte Montana Bill, "von hier habt ihr noch etwa fünfzig englische Meilen zu Frank Ellis' Ranch im Thale des Rio San Matteo. Aber, Miß Ellis, erlaubt mir, ich möchte euch raten, hier nicht zu übernachten. Eldorado City ist nicht für euresgleichen, — 's ist ein toller Ort, ein rechtes Minenlager. Bleibt nicht länger dort, als ihr für euer Abendbrot benötigt. Freilich könnt ihr heute nacht nicht mehr Frank Ellis' Ranch erreichen. Der Weg ist zu weit, und es sind Indianer in der Nähe. Hat Frank eure Pfeife erhalten, dann wird er euch in Eldorado City erwarten. Aber möglicherweise ist er weit weg im Gebirge und weiß von eurem Kommen gar nichts. Dann wär's auch zwecklos, daß ihr nach seinem Rancho fahrt. Aber halben Wegs dahin liegt meine Farm, und sie steht euch zu Diensten. 's ist bescheidene Unterkunft, die ich euch bieten kann, aber sie ist doch vielmal besser, als ihr in dem Camp findet. Der Weg dahin ist sicher. Dazu ist gerade Vollmond. Morgen könnt ihr bei mir rasten, während ich zu Frank hinüber reite und ihn auf euren Besuch vorbereite."

Mary Ellis war insgeheim von dem Projekt entzückt. Die Aussicht auf die Mondscheinpartie, auf eine Nacht im dem einsamen Farmhause der weiten, bergumzogenen Mesa, alles das machte ihr Herzen höher schlagen. Ihre schönen Augen leuchteten, als sie den Vorschlag ihrem Vater erzählte. Die Schlaue wußte ihn an der wunden Stelle — die schlechte Unterkunft — zu packen. M. Ellis willigte sofort ein, und während sie in dem elenden rauchigen Restaurant die zähen, Wohnen mit Speck\* in die gewöhnliche Delikatessen in den Minenlagern, verzehrten, hatte Montana Bill ein leichtes Buggie anspannen lassen, das er selbst lenkte.

Der Mond beleuchtete magisch den gewaltigen Cañon, in welchem Eldorado City lag, als die beiden Ellis, in Bills Wäglein von stinken Pferden gezogen, dem Rio San Matteo zufuhren. Apache Charley ritt auf seinem Bronco dem Wagen voraus. M. Ellis lehnte, in seine Büffeldecken gehüllt, auf einem Rücksitz des Wagens, während seine Tochter neben dem Pferdelecker, neben Bill, saß. Sie sprachen kein Wort miteinander auf dieser einsamen romantischen Fahrt. Mary dachte an die wilde Gebirgsgegend, die sie durchfuhren, an die Indianerüberfälle, an allerhand wilde Abenteuer. Der Weg war schlecht, und häufig genug mußte Bill mit seinem kräftigen Arm die schlanke Gestalt umfassen, um sie vom Herabstürzen zu bewahren. Manchmal drückte sie sich ganz vertraulich und freiwillig in seinen Schutz, wenn sie eine schlimme Wegstelle kommen sah. Und doch war die Fahrt so wunderbar schön und Mary so glücklich, daß sie beim "Gute Nacht" sagen in Bills Rancho ihrem Beschützer die Hand recht innig drückte und ihm sagte, sie würde die Mondnacht im Eldorado Cañon niemals vergessen. Bill blickte ihr lange in die Augen. Dann wandte er sich zum

Gehen und sagte: "Gute Nacht Miß! Morgen bring ich euch eurem Bruder."

Bald war alles still in dem langgestreckten niedrigen Gebäude, nur Mary lag noch an dem kleinen Fenster ihrer einfachen, aber reinlichen Kammer und ließ schwärmerisch ihre Blicke über die weite Hochebene schweifen. Nichts, absolut nichts war hörbar, ja die Stille war fast unheimlich.

Und doch, hätte das Mädchen ihren Kopf nur zwischen dem starken Eisenriegel hindurchstecken können, ihr Herz wäre stillgestanden, ihr Blut erstarrt. Hart an die Mauer gedrückt, und reglos wie eine Statue, stand eine menschliche, eine nackte Gestalt.

## II.

Die elende rauchige Kneipe bei San Matteo crossing war wie gewöhnlich mit Goldgräbern gefüllt, die rauchend und Tabak kauend den Schenktisch umstanden und ein Glas Feuervasser nach dem anderen "hinter die Binde" gossen. Es war erst früh am Tage, und der rohe Geselle, der hinter dem Schenktisch mechanisch seine Gäste bediente, war noch ganz schlaftrunken. Sein Revolver lag mit gespanntem Hahn neben der Geldlade, als ob er selbst nicht besonders viel Zutrauen zu seinen Gästen hätte. Das; bewies auch die Inschrift über dem Schenktisch: "Erst zahlen und dann trinken." Wurde ein frisches Glas begehrt, dann hielt er regelmäßig seine fette, breite, ungewaschene Hand mit den gespreizten kurzen Fingern über den Schenktisch und ließ sich das Geld geben, dann gab er den Trunk. "Das ist mein Geschäftsprinzip, Gentlemen. Business is business," pflegte er beizufügen.

Die Thür der Schänke ging auf, und ein junger Mann von nicht viel mehr als zwanzig Jahren schritt unsicheren, nachlässigen Schritts auf den Schenktisch zu. Sein Gesicht, seine Hände, seine Kleidung zeigten, daß er einer ganz anderen Gesellschaft angehörte, als die Trunkenbolde, die ihn umgaben. Aber der Ausdruck seiner Augen, seine zitternden Finger, sein ungfeter Gang bewiesen, daß er auf dem besten Wege war, das gleiche zu werden.

Der junge Mann war Frank Ellis.

In seinen Briefen an Vater und Schwester hatte er das freie Prairieleben in begeisteter Weise geschildert, und thatsächlich hatte er so viel Freude daran gefunden, daß er bald als einer der stinkten Reiter, der besten "Round-up-men" und der kühnsten Jäger der ganzen Region bekannt war. Das hatte ihn auch mit Montana Bill zusammengeführt, und die beiden waren Freunde geworden. Aber was Frank in seinen Briefen nachhause nicht erwähnt, das war die schlechte Gesellschaft, auf die er die meiste Zeit angewiesen war, der Mangel jeder geistigen Anregung, die Entbehrungen in seiner Lebensweise, die schlechte Kost, die Einsamkeit, damit auch die Langeweile und als letzte Konsequenz: der Whisky.

Frank war zur "Bar" getreten und hatte einen betrunkenen Gefellen, der im Wege stand, ein wenig beiseite geschoben, als dieser ihn gewaltig zurückstieß und seinen Revolver auf ihn richtete. "So, mein lieber Junge, ihr wollt euch auf den Herrn aufspielen! Well, laßt's euch gesagt sein, ich halte den Drop auf euch, und ich muß heute meinen Mann zum Mittagessen haben."

Die anderen brachen in ein rohes Gelächter aus, aber keiner versuchte es, den Trunkenbold zu befähigen oder die Waffe aus der Hand zu schlagen. Was gilt auch ein Menschenleben in jenen Distrikten zwischen den Prairien und dem goldenen Lande! Im entscheidenden Augenblick aber wurde die Thüre aufgerissen, Montana Bill sprang herein, schlug dem Trunkenbolde die Waffe aus der Hand und verjagte ihn mit eiserner Faust einen solchen Stoß, daß er bis gegen die Wand der Bretterbude taumelte. Als er sich wieder aufgerafft hatte, gähnte ihm Montana Bills Sechsläufer entgegen. "Einen Mann zum Mittagessen! Gebt acht, daß ihr nicht selbst dieser Mann seid. Pakt euch fort und setzt zu, daß ihr mir heute nicht mehr unter die Augen kommt."

Während der so Gemäßigtere stumm die Kneipe verließ, faßte Bill seinen Freund Frank unterm Arm und zog ihn mit sich fort, nach Ellis Ranch, wo Apache Charley ihrer harnte. Er war heute morgen mit Bill herübergeritten, hatte die Pferde zum Gras abgejagt und saß nun, das Gesicht in den Händen vergraben, auf einer Bank vor dem Hause, ohne sich weiter um die beiden Freunde zu kümmern, die sich nicht weit von ihm niederließen.

"Frank," hub Montana Bill an, "ich hab' ein ernstes Wort mit euch zu reden. Ihr wißt es noch nicht, euer Vater und eure Schwester sind hier. Sie warten auf meiner Farm, bis ich euch bringe. Sie wollen euch dann hier besuchen und einige Tage hier bleiben."

Der junge Ellis war bei diesen Worten erschreckt aufgefahnen. "Sit down, my Boy," fuhr Bill fort, "entsetzt euch nicht, es ist noch nichts verloren. Aber bei Gott, Frank, wenn ihr mit eurem Trinken und eurem tollen Leben jetzt nicht aufhört, dann seid ihr ein gelieferter Mensch. Ich will verdammt sein, Frank, wenn ich ein Heiliger bin. Ihr wißt wohl, ich hab's auch toll getrieben und thue es jetzt noch, aber wenn ich euch jungen Burschen so zusehe, dann wäre ich bei der Hölle geneigt, selbst in die Heilsarmee einzutreten! Ihr sollt euch schämen, Frank Ellis! Wenn ich eine solche Schwester hätte, wie ihr, und sie in der festen Meinung wäre, ich sei 'all right', ich würde lieber eine Kugel durch mein Hirn jagen, als sie so zu hintergehen. Bei Gott, Frank, ich habe alles gethan, was ich konnte, um euch von der tollen Gesellschaft am San Matteo drunten fern zu halten. Ihr wißt es auch! Deshalb sag' ich euch jetzt, rafft euch auf, und laßt das Trinken sein. Denkt an eure Schwester, dieses holde —"

Bill unterbrach seine Tirade, und er sowohl wie Frank waren gleichzeitig aufgesprungen, selbst Charley war aus seinem Brüten aufgewacht und lauschte. Der Hufschlag eines in schnellstem Lauf dahergalopierenden Pferdes hatte sie aufgeschreckt, und gleich darauf sahen sie einen zu Tod erschöpften Reiter um die Ecke des Hauses lenken und, vor ihnen haltend, wäre er ohnmächtig vom Pferde gefallen, hätte ihn Charley nicht aufgefangen. Das Pferd selbst zitterte an allen Gliedern; die Andern waren fingerdick geschwollen, die Augen traten aus dem Kopfe hervor, und weißer Schaum bedeckte Kopf und Brust.

"Um Gotteswillen, Johann, was giebt es denn?" Der arme Reiter konnte die Augen kaum aufschlagen und stammelte

\* "Round-up-men" hülte berittene Hirten, welche alljährlich das über die weiten Prairien zerstreute Vieh zusammentreiben und die verschiedenen Herden absondern.

\* "Rockies", Volksname für die Felsengebirge

\*\* Mesas = Tafelland



mur: „Billy — Indianer — sehr viele — losgebrochen — kommen auf eure Farm — sah sie kommen — verwundet — hier —“

Das war sein letztes Wort, denn nun sahen die anderen, daß er im Rücken eine schwere Verwundung hatte. Apache Charley hatte bei den ersten Worten einen heiseren Schrei ausgestoßen, seine Augen funkelten, und zähneknirschend ballte er die Faust: „Endlich! Verdammte will ich sein, laß' ich sie mir jetzt entgehen!“ Bill war leichenblau geworden. Indianer auf seiner Farm! Und Miß Ellis dort! Allerdings hatte er seine Leute, und das Farmhaus war stark besetzt, so daß sie sich wohl einige Zeit dort halten konnten, aber vielleicht waren sie von den elenden Rothhäuten überrumpelt worden! Der Gedanke machte Bills Blut erstarren!

„Charley,“ sagte er dann gefaßt, „da ist nur eine Rettung möglich. Ihr sammelt so viele von unsrerer Burschen, als ihr in der Eile finden könnt, und galoppiert mit ihnen nach der Farm. Ich eile ins Fort, um die Soldaten zu alarmieren. Dann treffen wir uns, wo die Pfade zusammenkommen. Vorwärts!“

Dann eilte Bill mit seinem Lasso zu den Pferden, warf sie die Schlinge um das beste Pferd und hatte es im Nu gefastet. Eben als er die Sporen in die Weichen des Thieres drückte, fiel ihm Frank in die Zügel. „Bill,“ bat er, „Bill, ich muß mit euch, nehmt mich mit, großer Gott, verweigert mir's nicht!“

Und wie um zu zeigen, daß er seine volle männliche Entschlossenheit wiedergewonnen hatte, holte er sich das nächste Pferd aus dem Rudel heraus. Bill sprang vom dem seinigen und rief ohne Zögern Frank zu: „Gut. Ich will euer Pferd fassen, während ihr zwei Winchester und einige Revolver aus dem Hause holt!“

Eine Minute später galoppierten sie beide in der Richtung gegen Fort Mac Laren, während Apache Charley in der entgegengesetzten Richtung bald verschwunden war. Die Pferde waren vortrefflich, und so kamen sie rasch vorwärts.

Die beiden Reiter wechselten nicht ein Wort. Bill war etwas voraus und hatte seine Augen fest auf einen einzelnen Baum gerichtet, der, auf der Spitze eines Hügelchens stehend, sich scharf von dem klaren Firmament abhob. Dahinter lag Fort Mac Laren. Obgleich der Hügel in der dünnen scharfen Luft des Hochplateaus ganz nahe erschien, hatten sie doch eine Stunde zu reiten, um den Baum zu erreichen, und die Pferde keuchten ganz erschöpft, als sie sich dem Ziele näherten. Bill war immer erregter geworden, denn er erkannte, daß der Zeitverlust alles aufs Spiel setzte. So viele Menschenleben hingen vielleicht an einer einzigen Minute! Und erst sie, Mary Ellis, dieser holde Engel, dessen Bild ihm nicht aus dem Kopfe kam!

(Schluß folgt.)

## Das Familienrecht und die Frauen.

Von Dr. jur. Gustav Strehlke.

Nachdruck verboten.

Um von vornherein die Befürchtung abzuschneiden, daß es sich in den nachstehenden Ausführungen um trockene juristische Erörterungen handelt, wollen wir unseren Leserinnen gleich mitteilen, daß wir einen kurzen Blick auf die Stellung der Frau in der Familie werfen wollen, wie sie von dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich in Aussicht genommen ist. In der That erschöpft sich damit auch das Interesse, welches die Frauen im besonderen an unserem künftigen bürgerlichen Recht nehmen, denn die Zeiten, in denen es rechtliche Schranken für das weibliche Geschlecht bei den Fragen um Mein und Dein gab, liegen hinter uns. Mann und Frau stehen einander auch im heute geltenden bürgerlichen Recht vollkommen gleich, sie können beide unter denselben Bedingungen Erwerbsgeschäfte betreiben, Grundbesitz und bewegliches Vermögen wird nach den nämlichen Gesetzen beurteilt, ob sie einem Mann oder einer Frau zugehören. Die letzten Vorsichtsmaßregeln zum Schutze der Frauen wegen angesehener geschäftlicher Unerfahrenheit hat das Recht mit gutem Grunde fallen lassen: heutzutage kann eine Frau ebensogut eine Bürgerschaft eingehen wie ein Mann.

Nur auf dem Gebiete des Familienrechts nimmt die Frau eine besondere Stellung ein, und hierüber wollen wir einige Aufschlüsse zu geben versuchen. Dabei möge gleich bemerkt sein, daß, so viele Anfeindungen der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs auch erfahren hat, fast alle Beurteiler seine für das Familienrecht aufgestellten Satzungen mit lebhafter Zustimmung begrüßen.

Die Ehemündigkeit der Frauen beginnt mit dem sechzehnten Lebensjahre, nur in Ausnahmefällen ist eine Dispensation möglich, sodas bereits im fünfzehnten Lebensjahre eine Ehe eingegangen werden kann. Bemerkenswert ist die knappe Art, in welcher der Verlöbnißvertrag geregelt ist. Dem Entwurf ist, und hierin stimmt er mit den modernen Gesetzbüchern vollkommen überein, eine Klage auf Schließung der Ehe unbekannt; ja auch im Falle eines ungerechtfertigten Verlöbnißbruchs stellt dem unschuldigen Teile kein Anspruch auf das Erfüllungsinteresse oder auf eine Abfindung für die gehofften aber vereitelten Vorteile der Ehe zu. Ein solcher Anspruch würde als ein indirektes Zwangsmittel wirken und die Freiheit der Willensbestimmung bei der Eheschließung beeinträchtigen, er würde sich mit dem Wesen der Ehe nicht vertragen, welche in erster Linie ein sittliches Verhältnis ist, und nicht als Quelle von Vermögensvorteilen behandelt werden darf. Dagegen ist mit Recht ein Anspruch auf Ersatz des positiven Schadens anerkannt worden, wobei dem Richter die Entscheidung der Vorfrage obliegt, ob ein ungerechtfertigter Verlöbnißbruch anzunehmen ist. Man wird erwarten dürfen, daß diese Bestimmungen in der Praxis selten zur Anwendung gelangen werden. Jedenfalls muß darin dem Entwurfe beigegeben werden, daß er im Interesse der Ehe und deren größerer Festigkeit dem Verlöbniß eine solche rechtliche Wirkung nicht beigemessen hat, welche eine Lösung desselben aus Gründen, die durchaus nicht immer ein Verschulden eines Teiles zu enthalten brauchen und doch gerechtfertigt sein können, unmöglich machen oder auch nur erheblich erschweren würden.

So frei nun das Verlöbniß von jeglichem rechtlichen Zwange gehalten ist, so strenge gestaltet der Entwurf die Ehe. Hierin darf das neue Gesetz auf volle Zustimmung der Frauen, wie auf die ungeteilte Billigung derer rechnen, welche in der Ehe

und Familie die Hauptgrundlage eines gesunden Staatslebens erkennen.

Die Strenge des künftigen deutschen Eherechts zeigt sich vor allen Dingen in einer Beschränkung der Ehescheidung gegenüber dem geltenden Recht. Der Staat hat die Aufgabe, die Rechte jedes Ehegatten gegenüber dem anderen Teile zu sichern, und die Ehegatten durch das Gesetz zur Erfüllung ihrer übernommenen sittlichen Verpflichtungen anzuhalten. Als äußerstes Auskunftsmittel ist dem verletzten Ehegatten, dessen Rechte von dem anderen Teile nicht geachtet worden, die Befugnis auf Ehescheidung anzutragen, nicht zu versagen. Nun unterscheidet der Entwurf noch zwischen dauernder Ehescheidung und der Trennung; letztere darf vom Gericht, das sie auszusprechen hat, auf höchstens zwei Jahre angeordnet werden. Wenn nach Ablauf der Frist, welche für die Trennung bestimmt war, die für dieselben maßgebenden Gründe noch fortbestehen, so kann von dem unschuldigen Teile auf völlige Ehescheidung geklagt werden. Diese Zwischenzeit soll dazu dienen, daß sich die Ehegatten prüfen können, ob sie in der That die Ehe nicht mehr miteinander fortzuführen imstande sind.

Der Entwurf kennt nur vier Ehescheidungsgründe: Ehebruch, Nachstellung nach dem Leben, bössliche Verlassung, ferner als Kollektivgrund: schwere Mißhandlung und ehrloses, unsittliches Verhalten, worunter auch die Verurteilung wegen Verbrechen oder Vergehens fällt. Nur beim Vorhandensein der drei ersten Gründe kann auf sofortige Scheidung unbedingt angetragen werden. Bei den unter den allgemeinen Gesichtspunkt des ehrlosen Verhaltens fallenden Gründen soll der unschuldige Teil berechtigt sein, auf Trennung zu klagen, auf Scheidung dagegen nur dann, wenn nach Lage der Sache jede Aussicht auf eine Wiederherstellung des ehelichen Lebens geschwunden ist.

Viele Rechte kennen die Ehescheidung wegen Wahnsinnes des einen Teiles und erschöpfen sich außerdem, wie z. B. das preussische Landrecht, welches die Ehescheidung sehr leicht macht, in einer Aufzählung von verschiedenen anderen Gründen. Im künftigen bürgerlichen Recht wird die Ehescheidung nach Möglichkeit erschwert sein, jede willkürliche Trennung, wie sie der preussische Richter heute noch auf Grund der sogenannten, unüberwindlichen Abneigung aussprechen kann, ist völlig ausgeschlossen. Es liegt darin unzweifelhaft eine sehr sittliche Auffassung von dem Wesen der Ehe, sie ist in der That auch die denkbar innigste Verbindung zwischen zwei Personen und verpflichtet als solche zur gemeinsamen Ertragung von Freud und Leid. Durch die Strenge des Eherechts wird sicherlich auch dem leichtsinnigen Eingehen der Ehe ein heilsamer Riegel vorgeschoben werden, die Verlobten, welche, wie wir oben gesehen haben, in ihren Entschlüssen nicht gehenmt sind, werden sich vor dem entscheidenden Schritt ernstlich prüfen. Nach einer Nichtung indessen will uns bedünken, daß eine Aenderung notwendig erscheint: die Ehescheidung wegen Wahnsinns müßte allerdings unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln gefaßt werden, wenn der Wahnsinn nach ärztlichem Gutachten ein unheilbarer ist. Zwar sind die Ansichten darüber, ob die Wissenschaft eine solche Entscheidung treffen kann, noch recht geteilt, aber das Gericht würde in auch nur einigermaßen zweifelhaften Fällen nicht auf Scheidung erkennen. Jedenfalls darf man erwarten, daß die medizinische Wissenschaft zu dieser Frage Stellung nimmt, damit über dieselbe Klarheit verbreitet werde. Die Lage des Ehegatten, dessen anderer Teil unheilbarem Wahnsinn verfallen ist, und da dieser die im Interesse der Kindererziehung, ja in ärmeren Ständen der Ernährung gebotene neue Ehe nicht schließen darf, ist eine beklagenswerte, und dies ist auch von dem letzten deutschen Juristentag anerkannt worden. Man darf somit erwarten, daß diese allzu große Strenge gemildert werden wird, umsomehr, als dem kranken Ehegatten das Bewußtsein der Lösung des Bandes nicht innewohnt.

Von erheblicher Bedeutung ist auch die Gestaltung des ehelichen Güterrechts, der nach den heute in Deutschland geltenden Rechten in den verschiedensten Arten geregelt ist. Sicherlich ist es in hohem Grade wünschenswert, daß wir auch auf diesem Gebiete zu einer Einheitlichkeit gelangen, die jedoch die besonderen Bedürfnisse in einzelnen Fällen nicht außer acht lassen darf. Der Entwurf hat als regelmäßigen gesetzlichen Güterstand die Trennung der Güter mit Nießbrauch in Verwaltung des Mannes am Vermögen der Frau vorgeschlagen. Indessen können die Ehegatten durch einen Ehevertrag ihr Güterrecht nach ihrem Ermessen regeln mit der einzigen Beschränkung, daß der Güterstand nicht unter Berufung auf ein nicht mehr geltendes oder auf ein ausländisches Gesetz bestimmt werden darf, wovon jedoch in letzterer Beziehung eine Ausnahme für den Fall zugelassen ist, daß der Ehemann seinen Wohnsitz im Auslande hat.

Bei der Ausübung seines Nießbrauchsrechts hat der Ehemann wirtschaftlich zu verfahren und für die Erhaltung des Vermögens der Frau zu sorgen. Wenn das Verhalten des Mannes die Besorgnis einer Verletzung der Rechte der Frau begründet, so ist dieselbe zunächst berechtigt, Sicherheitsleistung von ihm zu verlangen, nötigenfalls kann sie beantragen, daß ihm die Ausübung der Nutznießung an ihrem Vermögen entzogen und daß auf seine Kosten ein Verwalter bestellt wird, wozu die Frau selbst herangezogen werden kann.

Von weit größerer Wichtigkeit indessen, als die Sicherstellung des Vermögens der Frau, als die an sich natürliche Bestimmung, daß Mann und Frau in Notfällen zu gegenseitiger Alimentation nach ihrem Stande verpflichtet sind, ist eine in dem Entwurfe bezüglich der Stellung der Frauen geschaffene Neuerung. Sowohl das alte römische, als das deutsche Recht betonen die Gewalt des Mannes über die Familie, im römischen Recht war dieselbe der Frau und den Kindern gegenüber, wenn auch in späteren Zeiten nur noch im Prinzip, genau der Gewalt über die Sklaven gleichgeartet, während nach deutschem Recht der Familienvater eine pflichtgemäße Vormundschaft über die Seinen auszuüben hatte. Auch nach dem Tode des Familienvaters gestand man der Frau keine Macht über ihre Kinder zu, anstelle des Vaters trat ein Vormund, und erst allmählich ist man dazu gelangt, die Mutter zur Vormünderin ihrer Kinder zu bestellen. Meist aber trat auch dann noch, so wie es sich um eine Vermögensverwaltung handelte, ein gerichtlicher bestellter Gegenvormund als Kontrolle für die Mutter-Vormünderin ein. Man hat mit Vormünderinnen vorzügliche Erfahrungen gemacht, wie jeder Vormundschaftsrichter bestätigt wird, und diesem Umstande ist es zu danken, daß die Redaktoren des Entwurfs auf dem bereits betretenen Pfade einen Schritt weiter taten, indem

sie das natürliche Verhältnis von Eltern und Kindern auch der rechtlichen Gestaltung desselben zu Grunde legten. Anstelle der väterlichen Gewalt setzen sie die elterliche. Der bedeutende § 1501 lautet: „Das eheliche minderjährige Kind steht unter der elterlichen Gewalt; die elterliche Gewalt steht dem Vater und nach dessen Tode der Mutter zu.“ Mit einem Schlage sind dadurch die Bevormundungen der Kinder beseitigt, die noch eine Mutter haben, kein dritter hat sich in das innige Band zwischen Mutter und Kind zu drängen, und wir sind der Ueberzeugung, die wohl überall geteilt wird, daß der Entwurf mit dieser Bestimmung einen überaus glücklichen Griff in das wirkliche Leben gethan hat, denn auch heute sind viele Vormundschaften rein formeller Art, sie nehmen den Witwen durchaus nicht die Sorge für ihre Kinder ab.

Es ist ein erfreuliches Zeichen von der Wertschätzung der deutschen Frauenwelt, daß der deutsche Juristentag einstimmig diese Neuerung im Familienrecht gebilligt hat, daß allseitig den deutschen Frauen die Befähigung, ihre Kinder ohne fremde Hilfe zu erziehen, zugesprochen wurde. Auch die geschäftliche Befähigung wurde in keiner Weise bezweifelt. Es ist jedoch möglich, daß eine umfangreiche Vermögensverwaltung den verwitweten Frauen Schwierigkeiten bereiten kann. Aus diesem Grunde ordnet der Entwurf an, daß den Witwen in ihrer Eigenschaft als Inhaberinnen der elterlichen Gewalt ein Bestand beigegeben werden kann, doch nur, wenn der Mann es testamentarisch angeordnet hat, wenn die Frau es selbst beantragt oder wenn das Gericht zu der Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit gelangt. Dieser Bestand ist jedoch weiter nichts, als ein geschäftlicher Berater, wie man sonst in schwierigen Angelegenheiten seinen Rechtsanwalt zu Rate zieht, er hat keine vormundschaftsähnliche Macht über die Kinder. Es ist nur logisch und konsequent, daß die Witwe mit dem Eingehen einer neuen Ehe die elterliche Gewalt über ihre früheren Kinder verliert, indessen kann sie zur Vormünderin derselben bestellt werden. Das Recht muß den Konflikt der Pflichten vermeiden, in den die Frau andernfalls gebracht werden würde, wenn sie in einer neuen Ehe selbständige Trägerin der elterlichen Gewalt aus einer früheren Verbindung bliebe. Mit erreichter Volljährigkeit des Kindes endet die elterliche Gewalt, ohne daß indessen die kindliche Gehorsamspflicht dadurch aufgehoben würde. So hat auch das großjährige Kind bei den Eltern beziehungsweise dem lebenden Teile derselben die Genehmigung zur Eingehung einer Ehe nachzusuchen.

Zum Schluß noch einige Worte über das künftige Erbrecht der Ehefrau bezw. der Ehegatten. Der Entwurf bestimmt, daß der Ehegatte des Erblassers als gesetzlicher Erbe zu einem Viertel der Erbschaft berufen ist, wenn Verwandte der ersten Linie (Kinder und Kindeskinde) vorhanden sind. Wenn Verwandte der zweiten Linie (Eltern und voll- und halbblütige Geschwister) oder ein oder mehrere Großeltern teile zur gesetzlichen Erbfolge gelangen, wird es zur Hälfte der Erbschaft, und in Ermangelung solcher naher Erben zur ganzen Erbschaft berufen. Ferner ist zu bemerken, daß dem neben einem Verwandten der zweiten Linie oder einem Großeltern teile erbenden Ehegatten außer dem Erbe ein sogenannter „Vorauß“, bestehend aus dem Haushaltsinventar und den Hochzeitsgeschenken, gewährt wird.

So hat denn auch im Erbrecht die Ehe ihre richtige Würdigung gefunden, und die Tendenz früherer Rechte, das eheliche Erbrecht möglichst zu beschränken, ist glücklich und für immer beseitigt. Die Frauen können somit nach jeder Richtung den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich mit Freude begrüßen, man hat ihre Stellung in der Familie ihrem ganzen sittlichen Werte nach erkannt und sich bestrebt, dieser Stellung durch das Recht auch nach außen hin Ausdruck und Geltung zu verschaffen.

## Wiegenlied.

Wenn die Blümchen sanft sich neigen,  
Und ihr Kelch zum Schlaf sich schließt,  
Wenn vom Berg herab zum Thale  
Sanfter Friede sich ergießt,  
Dann, mein Kindchen, schließ dein Auge,  
Bist ja auch ein Blümchen hold,  
Wie sie rosig, zart und lieblich,  
Lachend wie der Sonne Gold:  
Sieh die Blümchen sind zur Ruh,  
Schnell, mein Liebling, schlaf auch du!

Horch der Lerche froher Triller  
Ist verstummt; ins warme Nest  
Sind sie alle längst geflüchtet,  
Keine mehr sich blicken läßt.  
Komm denn auch, mein loser Vogel,  
Wirst wohl heute müde sein,  
Morgen kannst du wieder scherzen,  
Jetzt, mein kleiner Schalk, schlaf ein:  
Sieh die Vöglein sind zur Ruh,  
Schnell, mein Liebling, schlaf auch du!

Ist's dann stille hier auf Erden,  
Kommt der Engel holde Schar;  
Sternbesät sind ihre Kleider,  
Golden glänzt ihr Flügelpaar.  
Unter sanften Sphärenklängen  
Schweben an die Wiege sie,  
Künden süße Frühlingmärchen,  
Zart wie Himmelsmelodie:  
Schnell, mein Liebling, geh zur Ruh,  
Gottes Engel sieht dir zu!

C. Lamprecht.



## Das Original.

Von U. Her.

Nachdruck verboten.

Herr Bröcker, ich habe etwas für Sie!" Mit diesen Worten stürzte ein kleiner untersehter Mann in die Straße hinaus und legte seine Hand auf den Arm eines vorübergehenden Herrn.

"D!" und der Angeredete wandte sich um und trat in den Antiquitätenladen, in welchem alte Möbel, Waffen, Porzellan, Schmuckgegenstände und anderes umherstanden.

"Sehen Sie mal," der Besizer ergriff ein Bild und hielt es gegen das Licht.

Bröcker vertiefte sich in den Anblick eines feinen Frauenkopfs mit dunklen, geistvollen Augen, goldbraunem Haar, welches sich wellenförmig an die weiße Stirne schmiegte, leicht gebogener Nase und kleinem Mund. Um den Hals schlang sich ein breites, schwarzes Sammetband, auf dem sich ein merkwürdiger Schmuckgegenstand, nämlich ein zierlicher Drache in durchbrochener Goldarbeit abhob.

"Wunderschönes Porträt," bemerkte der Eigentümer.

"Wer ist es?"

Der Befragte zuckte die Achseln. "Keine Ahnung. Ich erstand das Ding von einem andern Händler, der es bei einer Auktion gekauft."

Bröcker sah immer noch das Bild an, die Augen übten eine eigene Anziehungskraft aus, es lag eine Welt darin, so viel Ausdruck, so viel Geist, so viel Tiefe, so viel Ungewöhnliches.

"Ich lasse es Ihnen billig, zum Ankaufspreis, auf mein Wort."

"Um," Bröcker trug das Porträt vor die Ladenthür und trat in die Arkaden hinaus, um besser zu sehen.

"Für fünfhundert Franken gehört es Ihnen."

"Fünfhundert! Dieses kleine Bild."

Ein Spottpreis für dieses Porträt. Die Größe thut's nicht, Herr Bröcker, sondern der Geist, den ein Kunstwerk ausstrahlt, ich sage immer, auf die Farben kommt es weniger an, der Geist ist die Hauptsache," und er neigte bedächtig das Haupt.

"Fünfhundert Franken sind mir zu viel, ich danke." Er legte das Bild in die Hände des Eigentümers zurück und schritt langsam weiter, dann wandte er sich um, sah nochmals den gemalten Frauenkopf an und blieb wieder stehen.

"Ein Spottpreis!" rief der Ladenbesitzer.

"Um, wer ist es nur?"

"Zedenfalls eine vornehme Dame hier aus der Stadt. Geldverlegenheit wird der Grund des Verkaufs gewesen sein. Sie können mir glauben, Herr Bröcker, es geschieht alles im Leben um des Geldes willen, deshalb arbeiten die Menschen, deshalb denken sie, deshalb verkaufen sie ihren Besitz. Lieber Himmel, wenn es nicht wegen des Mammons wäre, thäte keiner etwas anderes als faulenzeln und sich amüsieren vom Morgen bis zum Abend."

"Manche arbeiten und denken auch um höherer Zwecke willen," versetzte Bröcker, "aber freilich" — er hatte hinzufügen wollen: "Sie verstehen das nicht, doch wozu sich streiten." Er drehte die Spitzen seines Bartes. "Ich kaufe das Porträt. Schicken Sie mir die Rechnung! Das Bild nehme ich gleich mit."

Der Eigentümer stürzte in den Laden und suchte nach Papier und Bindfaden, worauf er das Paket Herrn Bröcker übergab.

Dieser suchte sein Heim auf, entfernte die Hülle vom Porträt und stellte dasselbe vorläufig auf den türkischen Divan.

Er war noch in den Anblick vertieft, als seine alte Magd, den Kopf mit einer steifgestärkten Haube geschmückt, eintrat und bemerkte: "Die Herrschaften werden gleich kommen." Mit diesen Worten stellte sie einen Teller mit harten kleinen Kuchen auf den Tisch, die zu Besuchszwecken gehalten wurden und gewöhnlich unberührt in die Tiefen des Schrankes zurückwanderten.

Bröcker fuhr aus seiner Träumerei empor. Richtig, die Herrschaften! Das waren nämlich seine Braut und deren Mutter, die sich die Wohnung wegen Anschaffung verschiedener neuer Möbel ansehen wollten.

"Da klingelt es. Dore, öffnen Sie schnell!"

Bröcker befand sich seit einigen Wochen im Bräutigamsstadium, er hatte eine reizende Braut, die er innig liebte, beide besaßen Vermögen, und alles ließ auf eine glückliche Zukunft schließen. Die Thüre wurde aufgerissen. "Johannes!" Er eilte ihr entgegen. "D wie hübsch ist es bei dir!"

"Die Aussicht ist einträglich, man sieht in den Hof hinunter, wo der rauschende Brunnen steht, und über den Dächern ragt der blaue Berg, eine andere Umschau hat man nicht, aber deine Zimmer liegen nach der Straße."

Jetzt erschien auch die Schwiegermutter, welche die Treppen langamer emporgestiegen war. "Sie wohnen recht angenehm," meinte sie und ließ die Blicke umherstreifen.

"Hier soll mein Nähtisch stehen," erklärte die Braut und deutete auf den Platz am Fenster. "Aber, was ist denn das?" und sie wies mit der Hand nach dem Bilde.

"Ich kaufte es eben. Ein entzückendes Porträt, nicht?"

"Ach! Fräulein Groß!"

"Du kennst das Original?"

"Sie ist mit mir in die Schule gegangen."

"Das interessiert mich. Wie hübsch muß das Fräulein sein, diese dunklen, ausdrucksvollen Augen."

"Ich schwärme überhaupt nicht für dunkle Augen," unterbrach Betty (die ihren waren blau), "und außerdem ist das Bild sehr geschmeichelt, es wurde von einem genialen, jungen Künstler gemalt, der seinen Geist, seine Seele in diese Augen gelegt hat, denn Fräulein Groß ist nichts weniger als geistvoll, kann auch kaum hübsch genannt werden."

"Sie gestatten, daß Ihre Magd die Bücheretagere ab-

rückt, ich muß die Wand ausmessen," bemerkte die Schwiegermutter, "da dieses Zimmer meiner Betty so gut gefällt, denke ich, daß Sie es ihr überlassen und nach vorn ziehen."

Bröcker klingelte, Frau Herms einfaltete ein Metermaß, Dore erschien und begleitete alle Bemerkungen der Schwiegermutter mit einem mißbilligenden Kopfschütteln.

"Du hast Fräulein Groß sofort erkannt, folglich muß sie ähnlich sein," sagte Bröcker zu seiner Braut.

"An dem Sammetband mit dem Drachen erkannte ich sie."

"Befindet sie sich noch hier in der Stadt?"

"Die Familie lebte früher in günstigen Verhältnissen und machte dann Bankrott, sodas Fräulein Groß sich genötigt sah ins Ausland zu gehen als Erzieherin oder wer weiß was, ich glaube sogar — jetzt fällt mir's ein — sie ist Schauspielerin geworden."

"So?" Bröcker vertiefte sich wieder in den Anblick der dunklen Augen. "Sie muß doch sehr hübsch sein."

"Gar nicht," versetzte Betty gereizt. Sie gerieten in einen Wortwechsel, in dem jeder bei seiner Meinung blieb und dieselbe mit einer gewissen Heftigkeit geltend machte.

"Wir wollen uns nicht streiten," sagte Johannes endlich,



Wilhelmine, Königin der Niederlande.

trat ans Fenster und ließ seine Blicke nach dem blauen Berge schweifen.

Er hatte bis jetzt in seiner Braut die Vollkommenheit gesehen, nun entdeckte er zum erstenmal einen Fehler. Sie war eiferüchtig! In dem Grade eiferüchtig, daß man nicht einmal eine andere Dame hübsch nennen durfte. Das ging zu weit! Außerdem widersprach sie ihm, zweiter Fehler, sie wurde heftig, dritter Fehler — er wollte nicht weiter denken, denn es kamen lauter Fehler zum Vorschein.

Betty saß in einem Lehnstuhl und hielt das Batiſtaständchen in den Händen, während sie sich wenig angenehmen Gedanken hingab. Kein Wort hatte er heute gesagt zum Lob ihrer blauen Augen, dagegen Fräulein Groß unausgesetzt bewundert, wenn schon gemalte Augen diesen Eindruck hervorriefen, wie würde erst die Wirklichkeit! Betty fuhr sich mit dem Taschentuch übers Gesicht. D! sie hatte sich ganz geirrt im Charakter ihres Bräutigams, er war am Ende eine Don Juan-Natur, und wenn die jetzt schon vor den Flitterwochen zutage trat, mußte es späterhin erst recht schlimm werden.

"Mama, bist du fertig?"

"Gleich, gleich," ertönte eine Stimme aus dem Nebenzimmer.

"Betty," sagte Johannes, "du zürnst mir doch nicht?"

Sie sah auf die Spitzen ihrer Stiefel nieder und verharrte in Stillschweigen.

Nachtragend! Vierter Fehler, dachte er.

"Bleibt das Bild in diesem Zimmer?" fragte sie.

"Ich werde es mir überlegen."

Wie unfreundlich er ist, nichts thut er einem zu Gefallen, statt dieses dumme Porträt gleich verschwinden zu lassen, hängt er es womöglich noch hier auf, er scheint einen herrschsüchtigen Charakter zu haben. Don Juan und Tyrann! "Mama, wir müssen gehen."

Die Mutter erschien und rollte das Metermaß zusammen. "Ich bin vollständig orientiert in der Wohnung," versicherte sie triumphierend. "Die nötigen Bestellungen werde ich sogleich machen."

"Adieu, Johannes," sagte Betty, ihre Lippen berührten

sich, aber es war nur eine Formalität. Etwas Erklärendes lag zwischen ihnen, der erste Streit, die erste Meinungsverschiedenheit, immerhin ein Ereignis, ein kleiner Schatten, der in eine sonnige Fläche hineinfiel.

"Ich komme morgen," bemerkte Bröcker, und als er sich allein im Zimmer befand, setzte er sich vor den Tisch und stützte den Kopf in die Hand.

Dore erschien und bemächtigte sich des Ruchentellers. "Es wird alles anders," und sie gab ihrer Haube einen Ruck und blickte mißbilligend nach der abgerückten Bücheretagere.

Wenn sie früher derartige Bemerkungen fallen ließ, hatte Bröcker freudenvoll versichert: "Ja, schöner wird's, wenn ich erst eine junge Frau habe!" Heute fand er nicht solche Worte und entgegnete nichts. Seine Blicke schweiften nach dem Porträt. Welche Innigkeit, welche Empfindung sprachen aus diesen Augen! Dieses Mädchen würde nicht eifersüchtig sein, nicht widersprechend, nicht heftig, nicht nachtragend, es war gewiß ein vollkommenes Geschöpf. Traurige Familienverhältnisse zwangen es zum Gelderwerb, vermutlich besaß es Talent für die Bühne, der Gesichtsausdruck verriet hervorragende Geistes Eigenschaften, aber wie viele Gefahren umgaben es, bei seiner Schönheit, Jugend und Schutzlosigkeit! Es wurde ihm schmil ums Herz.

Er wandte das Bild um. Da stand auf der Rückseite geschrieben: "Beatrix." Welch herrlicher Name! Wie nüchtern klang dagegen: Betty. Es wurde schon ganz dunkel im Zimmer, mit Mühe konnte er nur die Augen erkennen, die ihm aus der Leinwand entgegenleuchteten. Ein Geräusch ließ ihn ordentlich zusammenschrecken; es war eine Lawine Schnee, die vom Dach herniederstürzte und sich mit der schmutzig-grauen Masse unten im Hof vermischte. Er verbrachte den Abend einsam, schrieb und las, aber inmitten aller Beschäftigung wanderten seine Gedanken erst zu Betty und blieben schließlich immer bei dem Porträt stehen. "Beatrix," murmelte er, dann malte er diesen Namen auf das Tischblatt, ärgerte sich über sich selbst und warf es in den Papierkorb.

Am nächsten Tage erwachte er frisch und munter, betrachtete flüchtig das Porträt, fand es noch immer hübsch, kam aber gleichzeitig zur Erkenntnis, daß seine Betty doch auch reizend sei. Ja, er hatte sie etwas geärgert, und ihre Verstimmung war begreiflich, sie besaß nichtsdestoweniger einen liebenswürdigen Charakter. Er mußte befürchten, einen unangenehmen Eindruck hinterlassen zu haben, denn statt wie sonst mit ihr zu tändeln und von Liebe zu sprechen, war er ausschließlich mit dem Bilde beschäftigt gewesen, noch dazu bei ihrem ersten Besuch in seinem eigenen Heim! Wie unverantwortlich! Wenn die gute Meinung, welche sie sonst von ihm gehegt, nur keine Erschütterung erlitten hatte!

In der Mittagsstunde eilte Johannes mit einem Rosenkranz bewaffnet, den der Gärtner frisch aus Mizza erhalten, zu seiner Braut.

"Liebste, einzige Betty, ich bedaure meine gestrige Unliebenswürdigkeit, was wirst du nur von mir denken? Wie konnte ich mir die Freude, deine Gesellschaft zu genießen, durch ein Bild stören lassen, ein Bild, dessen Original ich nicht kenne und das mir vollständig gleichgiltig ist."

Kein Don Juan und kein Tyrann, dachte sie und entgegnete: "Bester Johannes, ich habe dich wohl durch meinen Widerspruch gereizt? Ach! ich fürchte, daß ich mich gar nicht nett benommen habe, und nun bist du mir am Ende weniger gut und — und —" der Nest verlor sich in Schluchzen.

"Teure Betty, weine nicht, es wäre schade um deine schönen blauen Augen, blaue Augen sind doch die aller schönsten."

Jetzt lächelte sie: "Es ist alles meine Schuld."

Wie gut er war. Gab es einen zweiten solchen Menschen auf der Welt? Nein.

"Kinder," sagte die eintretende Mutter, "wollt ihr nun nicht den Möbelstoff aussuchen?"

"Ja, ja, gleich."

Bald darauf wanderten sie nach dem Geschäft.

"Meine Lieblingsfarbe ist rot," bemerkte Betty unterwegs.

"Ich ziehe blau vor."

"D!" Doch sie wollte sich recht entgegenkommend und liebenswürdig zeigen, sodas sie beim Betreten des Ladens sofort sagte: "Wir wünschen blaue Möbelstoffe zu sehen," aber auch er wollte nachgiebig sein und verlangte die neuesten Muster in roten Farben. So türmten sich rote und blaue Stoffwellen um sie her auf, während der Kommiss sich eifrig bemühte, die Vorzüge seiner Ware hervorzuheben.

"Ich denke, wir entscheiden uns für blau," meinte Betty.

"Wir möchten rot, da dies deine Lieblingsfarbe ist," bemerkte Bröcker.

"Blau."

"Rot."

"So überlegen wir uns die Sache noch, ohne vorläufig einen Entschluß zu fassen."

Der Kommiss machte ein mißvergnühtes Gesicht und schlug grün, braun oder ein türkisches Muster vor, fand aber keinen Beifall.

Arm in Arm schritt das Brautpaar die Straße entlang, und als es über den Platz kam, in dessen Mitte sich ein alter Turm erhob, sagte Betty, auf einen kleinen Erker deutend: "Hier wohnt die Tante von Fräulein Groß, ihre einzige Verwandte, Eltern hat sie nicht mehr."

Johannes blickte empor und sah ein Fenster mit Blumen geschmückt. Das Ganze erschien ihm romantisch, wie hübsch mußte sich der feine Frauenkopf in dieser Umgebung ausnehmen. Seine Gedanken schweiften ab, und er wurde etwas wortkarg, Betty's Entzücken über eine prachtvolle Torte, die beim Konditor ausgestellt war, erschien ihm kindlich. "Sehr geistvoll ist sie doch nicht, sonderbar, daß mir das erst jetzt auffällt."





„Wenn die Kasse nicht zu Hause —“ Gemälde von E. J. Bofs.



Bei ihrer Wohnung angekommen, empfahl er sich mit der Versicherung, sie morgen nachmittag zum Spaziergang abzuholen.

Am nächsten Tage wehte ein heißer Sirotto frühlingverfündend durch das Land, von den Dachrinnen rieselte es nieder, der Schnee löste sich in Wasser auf und bildete Pfützen in den Straßen, der Wind blies mit aller Macht in die straffgespannte Leinwand der Verkaufsbuden, die am heutigen Markttag Straßen und Plätze füllten, und buntwollene Shawls, Stiefel und Pantoffeln, die an Bindfaden aufgereiht waren, schwebten hin und her. Kinder boten Sträußlein zum Verkauf an. Bröter beeilte sich, eine Menge Schneeglöckchen zu erhandeln, die er seiner Braut bringen wollte. Der Weg führte ihn am Erler vorbei, er blickte empor, die weißen Gardinen schoben sich zurück, eine weiße Hand schwebte über den Blumentöpfen, dann sah er ein altes, runzliches Gesicht, natürlich die Tante, aber sie sprach mit jemand, ihre Lippen bewegten sich, und jetzt, jetzt bemerkte er einen wallenden, schwarzen Spitzenschleier, eine braune Haarlocke, einen weißen Hals — sie — das Original, nur wandte sie ihm leider den Rücken zu. Er empfand eine Erschütterung in seinem Innern, war es Freude, Erwartung, Hoffnung, Ahnung? Die Schneeglöckchen entfielen seiner Hand und sanken in eine Pfütze. Er bemerkte eine Frau mit einem Korb, die aus der Hausthüre hervortrat. „Entschuldigen Sie, es wohnt hier eine alte Dame?“ fragte er.

„Ja,“ sie sah ihn verwundert an.

„Sie hat eine Nichte, diese Nichte —“ er nahm den Hut ab und fuhr mit der Hand über die Stirn, „diese Nichte ist wohl hier?“

„Seit gestern abend.“

„Ah!“ Er wandte sich um und irrte planlos durch die Straßen und zuletzt vor die Stadt in den Wald hinaus. Die Tannenzweige knisterten, über ihm zeigten sich abwechselnd graue Wolken und blauer Himmel, das Moos war mit Schnee zugedeckt, schwül und erschlafend fuhr der Wind um seine Schläfen. „Ich bin unglaublich thöricht,“ dachte er und setzte sich auf einen gefällten Baumstamm. „Was geht mich doch dieses fremde Geschöpf an? Freilich muß es sehr hübsch sein!“ Er hob einen Tannenzapfen auf und warf ihn in die Höhe. „Welche Seele spricht aus diesen Augen! Weiß der Himmel, was mir für thörichte Gedanken kommen, wir Menschen sind zu unverständig, ich bin verlobt mit einem liebenswürdigen Mädchen, fühle mich ausnehmend glücklich und nun auf einmal — aber eben Betty hat ihre Fehler, und die treten jetzt erst zu Tage. Diese Eifersucht ist kleinlich. Ich vermisse bei ihr hervorragende Charaktereigenschaften, und dann die Festigkeit, der Widerspruch, das Nachtragen. Viele, viele Fehler! Die Liebe macht blind, aber es ist besser klar zu sehen. Wir passen eigentlich nicht zu einander.“

Er stand auf und lief durch den Wald, schnell und schneller, als wolle er peinlichen Gedanken entgehen, dann blieb er wieder stehen und überlegte.

Es dämmerte bereits, als er den Heimweg antrat. Von der Brücke blickte er in den blauen Fluß hinunter, der in Krümmungen die Stadt umzog, dann suchten seine Augen die Berge, aber es lagen Wolken darüber, nur eine glänzend weiße Spitze sah aus grauer Umhüllung hervor. „Wo ist das Glück, das Glück!“ rief er aus. „Liegt's in den Wolken, un erreichbar für uns arme Sterbliche? Ich muß zu meiner Braut und mich entschuldigen, daß ich sie nicht zum Spaziergang abholte.“ Er besüßelte seine Schritte, doch die Treppe stieg er langsam hinauf. „Was soll ich nur sagen?“

Betty sah verstimmt aus. „Ich habe dich den ganzen Nachmittag vergebens erwartet,“ sie spielte mit den Handschuhen, die auf dem Tisch lagen.

„Ich war verhindert —“ er stockte.

„So.“

„Welch peinlicher Zustand!“

„Es wird noch häufig im Leben vorkommen, daß die Verhältnisse mir nicht gestatten, deine Wünsche zu erfüllen.“

„O! ich zweifle nicht daran!“ sie trommelte mit der Hand gegen die Fensterscheiben.

„Was mich an den weiblichen Charakteren besonders anzieht, ist Milde und nachsichtiges Urtheil.“

„O ja, ich bin sehr heftig, ich weiß es.“ Sie umspannte den Fensterriff.

„Ich mußte leider neulich schon die Bemerkung machen, daß du nachtragend bist.“

Sie fühlte, daß er sie nicht mehr liebe und nach Gründen und Worten suche, um diese Wahrheit zu verschleiern.

„Entschuldige, meine Zeit ist in Anspruch genommen, am Nachmittag habe ich dich erwartet, aber jetzt —“ sie kämpfte mit Thränen.

Er ließ sie nicht vollenden. „Meine Gegenwart ist überflüssig.“ Er ging.

Als er zu Hause war, beschlich ihn das beschämende Gefühl, sich unpassend und herzlos benommen zu haben. Und wie er dann die Räume überblickt, in denen er an Bettys Seite hatte haufen sollen, schien es ihm, als sei eine Verwüstung darüber hingezogen. Alles wie sonst, nur die Hauptsache fehlte, der Liebeszauber!

Eine innere Unruhe trieb ihn am nächsten Morgen in die Straßen. Unwillkürlich lenkte er seine Schritte dem Erler zu. Da trat plötzlich eine Gestalt aus der Hausthüre. Sie, sie! Er folgte ihr in einiger Entfernung. Welchen elastischen Gang sie hatte!

Vor dem Antiquitätenladen blieb sie zögernd stehen, dann verschwand sie in demselben. Jetzt, jetzt bot sich Gelegenheit, ein Gespräch anzuknüpfen.

Er beeilte sich ebenfalls den Laden aufzusuchen.

Sie sprach mit dem Besitzer und hielt das Sammelband mit dem goldenen Drachen in der Hand. „Das ist mir viel zu wenig,“ und sie schlug mit der Faust auf den Tisch.

Bröter besand sich ihr gegenüber, erwartungsvoll hob er die Lider — o! welche Enttäuschung! Keine Spur von Seele in diesen Augen, die unruhig hin und her rollten, ein geschminktes Gesicht, um den Mund ein unangenehmes Lachen. War es sie?

„Bitte um Entschuldigung, darf ich fragen, habe ich die Ehre, Fräulein Groß vor mir zu sehen? Ich kaufte kürzlich ein Porträt —“

„Mein Porträt! Hübsch und ähnlich, nicht?“ Sie betrachtete ihn. „Sie haben es wohl teuer bezahlt? Ja, ha, ha —“

Er hatte genug gesehen und gehört und entfernte sich. Also das war das Original und deshalb —!

Er stürzte nach der Wohnung seiner Braut, eilte die Treppe hinauf und riß heftig an der Klingel. Er ließ dem Mädchen keine Zeit ihn anzumelden, sondern stürzte nach dem Wohnzimmer.

„Betty, kannst du mir verzeihen? Ich bin der thörichtste und schlechteste Mensch unter Gottes Sonne.“

„Ach! mein guter Johannes, ich dachte, du habest mich nicht mehr lieb, und früher —“ sie lag in seinen Armen.

„Mein Engel, mein Herz. Wie richtig war deine Ansicht! Das kommt davon, wenn man dem Urtheil eines so lieben Mädchens keinen Glauben schenkt. Eben sah ich das Original des Bildes, alles Schöne und Geistvolle hat die Phantasie des Malers geschaffen, in Wirklichkeit spricht aus diesen Augen keine Seele, kein Herz, kein Geist.“

„Und du findest sie nicht hübsch?“ Sie hob etwas den Kopf von seiner Achsel.

„Abschreckend!“

Ihr Gesicht verschwand an seiner Brust. „Ich habe dich so lieb, so lieb, und die ganze Nacht mußte ich weinen, weil du gestern —“

„Ich bin ein Barbar, vergieb, vergieb, meine einzige, angebetete Betty, heute gehen wir den ganzen Nachmittag zusammen spazieren.“

Sie setzten sich nebeneinander, die Sonne strahlte durchs Fenster und freute sich über die beiden Menschenkinder; sie muß auch auf manches Glend niedersinken, aber am liebsten spendet sie ihr Licht den Glücklichen!

Johannes hielt Bettys Hände in den seinen, und sie waren einander so recht, recht von Herzen gut.

## Wilhelmine, Königin der Niederlande.

Seitdem am 23. November vorigen Jahres der letzte Dranier, König Wilhelm III., seinen langen und schweren Leiden erlegen, ist die jugendliche Prinzessin Wilhelmine als verfassungsmäßige Erbin der niederländischen Krone Königin geworden. Der verstorbene König Wilhelm III. vermählte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, der Königin Sophie, in zweiter Ehe am 7. Januar 1879 mit der Prinzessin Emma von Waldeck und Pyrmont, welche durch ihre Mutter, die Fürstin Helene von Waldeck, eine Schwester des Herzogs Adolf von Nassau, jetzigen Großherzogs von Luxemburg, der älteren herzoglichen Linie des Hauses Nassau-Drainien entstammt. Die kleine Königin Wilhelmine ist als das einzige dieser Ehe entsprossene Kind am 31. August 1880 geboren.

Obgleich im Hause Drainien das salische Gesetz der männlichen Erbfolge bisher zu Kraft bestand, wurde die Tochter König Wilhelms III. durch ein besonderes, von den niederländischen Generalstaaten angenommenes Gesetz zur Thronfolgerin ernannt und für den Fall, daß diese in minderjährigem Alter zur Thronfolge berufen werden sollte, der Königin Emma unter Beibehaltung eines Regenschaftrates die Regentenschaft über das Königreich der Niederlande gesichert. Durch diese neue Erbfolgeordnung ward aber die bisherige Personalunion mit dem Großherzogtum Luxemburg beim Tode des Königs Wilhelm III. aufgehoben, denn in Luxemburg gilt ausschließlich das salische Gesetz der männlichen Erbfolge, und nach diesem fiel der großherzogliche Thron dem Herzog Adolf von Nassau als dem Haupt der älteren Walramischen Linie des Hauses Nassau-Drainien zu.

Die junge Königin der Niederlande, über deren Erziehung und Leben wir auf S. 90 dieses Jahrgangs bereits ausführlicher berichtet haben, steht jetzt in ihrem zwölften Lebensjahre. Beiläufig mag bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen werden, daß zur Zeit drei europäische Throne, außer dem niederländischen noch der spanische und der serbische, von Kindern eingenommen werden.

## Blumenkunst der Japaner.

Nachdruck verboten.

Die Japaner, die Briten des Ostens genannt, rühmen zehn, der christlichen zum Teil, und allen guten Religionen entsprechende Tugenden; aber sie stellen deren einige voran und nennen eine insbesondere, die wir Europäer bisher nicht für wichtig, ja kaum für erforderlich hielten. Als erste dieser Tugenden oder Vorzüge nennt Dr. Conder in einem Briefe an die japanische Gesellschaft in London: das Vermögen, mit Höhergestellten gesellschaftlich zu verkehren; diese heißt Koischicko, und es folgt Seijjo joko, die Würde und Unbefangenheit im Umgang, selbst mit Leuten höchsten Ranges; ferner Dokuraku ni Katarazu, Liebe zur Einsamkeit; Mutanzen, Unbesorgtheit um irdische Güter; Shujin aikio, Achtung vor den Menschen, Höflichkeit; Chobo furia, Sanftmut und Beständigkeit; Seikon gojo, Gefundheit des Leibes und der Seele; Shimbutsu haizo, Religiosität oder Beschaulichkeit; Showaku ribtesu, Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung.

Wenn diese herrlichen Tugenden nun denen zugescriben werden, welche die Kunst verstehen, Blumen, Pflanzen und Zweige in schmuckvoller und bedeutender Weise anzuordnen, so geht daraus hervor, wie hoch diese Kunst bei den Japanern geachtet wird. Und dies erhellt noch mehr daraus, daß auch die Kenntnis der Bäume und Kräuter als Tugend gilt. Sie ist die zehnte und heißt Somuku meichi. Die Garten- und Blumenkunst ist den Japanern eigentümlich, so wie dem Deutschen die Musik. Und das Land selbst leitet seine Kinder zu dieser Kunst empor. In Japan feiern das arktische und das tropische Klima ihre Vermählung, sie mildern sich gegenseitig, ohne einander aufzuheben, und erzeugen eine außerordentlich reiche Flora. Schon unter dem linden und süßen Schnee jenes Inselreiches blühen die Bäume, an Schneebäumen giebt es eine ganze Flora, und Frühling und Herbst, Sommer und Winter unterscheiden sich dort nicht sowohl durch Wärme und Kälte, Grünen und Welken, als vielmehr dadurch, daß die Flora wechselt. Die Natur kleidet sich zu jeder Jahreszeit in ein anderes Blüthenkleid. Der Botaniker Dr. Rein erzählt uns von 165 Arten japanischer Waldbäume gegen nur 85 des europäischen Festlandes; sie gehören 66 verschiedenen Familien

an, deren wir nur 33 kennen, und an blühenden Kräutern, nicht perennierenden Pflanzen, folgen einander im Laufe der Jahreszeiten fast alle Arten, die bestehen. Auch wohnt der Japaner, selbst in den größten Städten, in seinen leichten Häusern, deren Hauptzweck in den Arrangements der verschiedensten Naturhölzer besteht, überall wie in einem Garten. Das Haus ist ihm ohne Garten nicht denkbar, es wäre ihm ohne denselben kein Haus, wenigstens kein Heim. Es kommt dies daher, daß der Japaner gleich dem ähnlich wohnenden Engländer auf billig erpachtetem Boden sich behaglich dehnen kann. Er bedarf keines Kapitals, um ein Haus sein zu nennen, wie bei uns, sondern nur einer gewissen Betriebsamkeit, zu der alle diese Verhältnisse gewiß ermutigen. Und solch ein Garten braucht nicht groß zu sein, um schon viel Glück zu bieten.

Wenn uns im deutschen Vaterlande nun auch diese Kunst des Klimas und ebenso die der Rechtsverhältnisse fehlt, so wird es uns dennoch erwünscht sein, einiges kennen zu lernen, was auf die vornehmste aller Künste jener glücklichen Inselaner Bezug hat.

Das verschiedenartige Arrangement der Blumen ist ihnen eine lyrische Sprache ohne Worte. Und es muß hinzugefügt werden, daß schon ihre Schrift, der chinesischen entsprechend, ihnen das Verständnis für solche symbolische Anordnungen erleichtert, sie mit einem uns verschlossenen Inhalte erfüllt. Diese Analogie erklärt es auch, daß es den japanischen Blumenkünstlern nicht wie den unsrigen auf Symmetrie ankommt; die Natur hat in ihrer Flora keine Symmetrie, also auch nicht der Florist; auch würde sie der Bedeutbarkeit eher entgegenstehen, als eine solche fördern. Jedes Blumenarrangement ist einzig. Es giebt darin Rhythmus und Reim, aber keine Wiederholung. Und es kommt ferner hinzu, daß auch die bloßen Blätter, ja Wurzelstücke in dieser Kunst Bedeutung haben und Verwendung finden; die Blume und Blüte ist ein Detail, neben dem oft ein bloßes Reislein, ein einzelnes Blatt, ein Stückchen Pinie, Cedar oder Ahorn den Vorrang besitzt. Aber der Japaner anerkennt eine Blumenarrangements von sieben Blüten, darunter ist die nationale Blume, die Chrysanthemum oder Goldwucherblume, Kitu, die vornehmste; dann folgen Narcisse, Ahorn, Kirische, Päonie, Fuchsie und die immergrüne Rhodoe. Die Iris wird erst an achter Stelle geschätzt, ihre Vирpurfarbe verbietet sich bei Hochzeiten. In vielen Dingen ist diese Kunst durch ihren Kultus der Linie, eines gewissen inneren Gleichgewichts ähnlicher Neigungen derjenigen der englischen Aesthetisten, der sogenannten „Intensityschule“ vergleichbar, die ja auch vornehmlich ihre Lüste, ihre Sonnenblume heilig hält. Ein europäisches Bouquet ist nach dieser Anschauung ein unartikuliertes Etwas, ein Chaos, musikalisch gesprochen: ein Paukenschlag. Es ladet nicht zur sinnenden Beschaulichkeit ein, sondern verblüfft. Eine ganze Reihe von uns sehr angenehmen Blumen sind dem Japaner überdies nicht verwertbar — sind ihm gleichsam verbotene Worte. Darunter befinden sich Wahn, Aster, Daphne, Azalee, Magnolie, die Orchideen, Gentian, Rhododendron, hiervon viele offenbar weil sie, wie der Wahn, zu leicht abblättern, sodann sämtliche Giftpflanzen und die Cerealien, endlich alle allzustark duftenden und dornigen Pflanzen, also auch die Rose.

Die Bedeutbarkeit dieser Kunst erklärt sich am besten durch ihre Anwendung. Der Japaner stellt sein Blumenstück her, wie wir einen Toast sprechen. Er betritt ein fremdes Haus; der Hausherr kommt ihm mit einer Platte entgegen, auf der sich eine Wafe, Wasser, Messer und Schere, eine kleine Säge und Blumen und Zweige zur Auswahl befinden. Dies ist das ehrenvollste Willkommen, das er dem Gaste widmen kann. Es heißt so viel als: „Du besitzest die zehn Tugenden, hier ist das Hana Kubari, das Brot und Salz unserer Nation; du wirst mir dein Herz in meinem Blumenstück offenbaren.“ Der Gast weist vielleicht die Wafe als zu kostbar zurück und bittet sich einen einfachen Behälter aus Bambusrohr aus; aber er ist nachgiebig und zur Erwidierung der Ehrerweisung bereit; er komponiert sein Arrangement in andächtiger Weise, wogu ihn der Hausherr allein läßt, und nun kommen aus den anderen Gemächern die anderen Insassen des Hauses oder andere Gäste. Jeder kommt einzeln und betrachtet das am Ehrenplatze „Toko no ma“ aufgestellte Kunstwerk verständnisvoll. Die Schere hat der Urheber desselben daneben gelegt, damit der Besucherunterrichtete noch ändern könne. Er wünscht dem Eindruck zu bezeugen, als könnte er, wie eine deutsche Redensart lautet, den Mund zu voll nehmen wollen. Die ausgesprochene Schlichtheit gilt in Japan als der beste Geschmack. So beschränkte sich der vielgerühmte Künstler und Philosoph Kitau auf eine einzige blaue Windenblüte und ein einziges Windenblatt, denn, sagte er, die Natur zu über treffen sei unmöglich. „Dies eine Blatt und diese eine Blume sollen uns an ihre Einfachheit und Schönheit gemahnen.“

Indes wäre es zu viel verlangt, daß die Kunst sich hiermit begnügen sollte. Vielmehr weist diese eine große Mannigfaltigkeit der Stile und demgemäß verschiedene Schulen auf, ähnlich wie bei uns die bildenden Künste. Die des großen Blumenkomponisten Kobori Totomi no Kami, „Enschin“ genannt, ist wohl die sinnigste. Der Begründer war Hofflorist des großen Schagun Tyemasu. Diese Schule unterscheidet das Gefühl, aus dem heraus das Blumenstück hergestellt wird, sodann die Anwendbarkeit jeder Pflanze zu diesem Zweck und drittens eine Art von Grammatik der Formen. Wie die Symmetrie verbietet sie den Parallelismus. Im Bouquet dürfen beim Fenster „keine Jalousten“ sein, lange Zipfel und Ansläufer zumal auf beiden Seiten sind unerlaubt; die Ansichten von verschiedenen Seiten her müssen harmonieren; das Gefäß, je nachdem es von Bronze, Porzellan oder Bambus, auferlegt gewisse Rücksichten für Wahl und Anordnung der Blumen. Einer der größten Entschünften, Goschimasa, zog das einfache chinesische Strohkorbgeflecht, gata, allen Vasen und Gefäßen vor. Das Bambusrohr läßt sich auf 42 verschiedene Weisen als Blumenhalter gestalten, spalten und kerben, darunter Löwenrachen, Haifischmaul, der singende Mund, die Laterne, der kletternde Affe, der Vogelbauer, das Schiff u. s. w. Auch wird häufig ein Tablett hinter dem Blumengebilde aufgehängt, auf welchem ein Gedicht mit goldener Schrift dessen Bedeutung preift.

In der Blumengrammatik gewährt der Unterschied von Bäumen und Kräutern, von männlichen und weiblichen Blumen und Farben die leitenden Gesichtspunkte, sodann folgt die Unterscheidung nach den Jahreszeiten, der Selteneit. Wie ein Körbchen mit Kirichen im Winter kostbar sein kann, während es im Sommer gewöhnlich ist, so kann auch eine Blume, ein



spät grünendes Reis zu jeder anderen Zeit etwas anderes be-  
sagen. Eine weitere Regel der Formenlehre ist, daß kein Holz,  
kei, beiderseitig eines Krautes, kusa, vorkomme und umgekehrt.  
Gilt es z. B. die blühenden Reiser der Pinie, Kirsche und des  
Bambus in ein Arrangement zu bringen, so gehört es sich, daß  
man die erstgenannten auf der einen, den Bambus als Kraut —  
oder einjährige Pflanze, auf der anderen Seite anbringe, nicht  
aber in die Mitte nehme. Ähnlich mit den Geschlechtern,  
wobei die Unterscheidungen sehr weit gehen. Die obere Fläche  
eines Blattes z. B. ist männlich, die untere weiblich, Knospen  
und bereits abblühende Blumen sind weiblich, während sie in  
der Vollkraft der Entfaltung für männlich gelten; blau und  
weiß sind weiblich. Die Farben besitzen aber auch einen Rang,  
weiße Blüten stehen in der Regel höher, als farbige derselben  
Art; beim Chrysanthemum dagegen erhält Gelb, beim Pfirsich  
und bei der Kirsche Blau, bei der Frits Purpur, bei der  
Kamelie Rot, bei der Winde Tiefblau den Vorzug vor den  
anderen Schattierungen. Und die Farben müssen wiederum in  
Harmonie stehen, um „vermählt“ werden zu können, oder sie  
müssen durch Grün und Weiß getrennt werden. Diese Unter-  
scheidungen finden namentlich bei Empfangsfeierlichkeiten An-  
wendung. Bei Hochzeitssträußen wird z. B., je nachdem ein  
Schwiegersohn oder eine Schwiegertochter ins Haus einzieht,  
die entsprechende Farbe in die Mitte gestellt und auf den sich  
graziös beugenden Hauptstamm aufgefropft, mit Seidenbast  
von entsprechenden Farben befestigt. Der Stamm des Ge-  
bildes, die unterstützende Pflanze entspricht dem Gastgeber, dem  
Schwiegervater, und ist demgemäß zu wählen. Gerahängende  
Pflanzen sind nur bei Trauer und Abschied willkommen. Jeder  
Haushalt besitzt zwei Schreine, den Göttern und Ahnen ge-  
widmet, jener ist Kami, dem alten Schintofultus, dieser Hotoke,  
dem modernen Buddhismus entsprossen; dort sind läppige schrei-  
endere Gebilde, hier nur schlichte anwendbar. Sehr vielstän-  
dend sind endlich die Regeln, welche bei der Betrachtung und Be-  
wunderung der Sträuße gelten. Wie man bei uns ein Musik-  
stück nicht mit dem bewegten Fächer anhören darf — Herr  
von Bülow unterbrach z. B. einmal seinen Pianovortrag, als  
er einen solchen bemerkte — so verbietet sich der Fächer auch  
bei der Betrachtung japanischer Blumengebilde; das Aus-  
einanderbeugen der Bestandteile, das Hineinsehen in das Innere  
eines Straußes ist unerlaubt, gewisse Worte der Belobigung  
sind nicht auf alle Farben anwendbar, Keeco, prächtig z. B.  
nur für gelbe, Kiascha, vornehm, nur für weiße, migoto, ent-  
zückend, hauptsächlich nur für blaue Blumengebilde.

Der Stimmung des Blumenkünstlers muß bei den Japanern  
stets die des Betrachters entsprechen, und wir selbst können  
im Anschauen dieser harmonischen und friedlichen Welt, in wel-  
cher sich der Japaner seines gartenumgebenen und gartenent-  
sprossenen Kunstlebens erfreut, nur ausrufen: Kusumu! Be-  
scheiden und dennoch beneidenswert!  
O. B.

### Neue Reiserwerke.

Paul Gießfeld: „Kaiser Wilhelms II. Reisen nach  
Norwegen 1889 und 1890.“ Mit 21 Heliogravüren und 124 Holz-  
schnitten nach Zeichnungen von Karl Salzmänn und einer Orientierung-  
skarte. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. — Vom Beginn seiner  
Regierung an hat Kaiser Wilhelm seine Vorliebe für das Meer durch  
mehr oder minder weite Meerfahrten betätigt, und selbst in von solchen  
Reisen untrennbaren Beschwerden und Gefahren haben ihn in dieser  
Neigung nicht beirren können. Er ist nach Rußland, nach Schweden,  
nach Dänemark, nach England gefahren, hat wie ein echter Seemann  
in Sturm und Unwetter, Frost und Hitze standgehalten und sich  
durch den großartigen Anblick des Meeres, der vorüberstreichenden Land-  
schaftsbilder auf den Inseln, an den Küsten für alle Beschwerden reich-  
lich entschädigt erachtet. Mit besonderer Vorliebe hat der Kaiser  
Norwegen besucht. Die erste kürzere Fahrt an der großartig male-  
rischen Westküste des Landes hatte ihm einen unvergeßlichen Eindruck  
hinterlassen, eine nicht zu begrenzende Sehnsucht, die Reise zu wieder-  
holen, und so wurde eine abermalige Küstenfahrt bis zum Norden  
hin auf im Sommer 1890 beschlossen. Im Anschluß an die großen  
Seemannsreisen in der Ostsee ging er, begleitet von einem stattlichen Ge-  
schwader und umgeben von einem Kreise ihm sympathischer Personen,  
noch einmal nach Norden, ließ in Christiania das Geschwader zurück  
und dampfte von da an die wunderbar großartige Küste entlang seinem  
aktuellen Ziele zu. Die wilde Scherenatur, die tiefe Zerklüftung  
der Küste in tausend und aber tausend Inseln und Inselchen, Klippen  
und Felsblöcke, die weit ins Land dringenden, von himmelhohen Fels-  
wänden umschlossenen Fjorde, die schneebedeckten Höhen des Snöhattan,  
die oft in gewaltigen Stürzen zum Meer eilenden Flüsse und Bäche —  
alles das entzückte die von Natur dem Heroischen und Grandiosen ge-  
eignete Seele des hohen Reisenden, und nichts vermochte ihn in diesem  
Genuss zu beirren. Die Reisesgesellschaft, erlesene, wohl zusammen-  
passende Persönlichkeiten, nahm lebhaft teil und steigerte die frohe  
Stimmung des Kaisers. Oft wurde an bemerkenswerten Stellen an  
Land gegangen. Täler und Höhen besucht, ungeheure Weitblicke über  
das Westmeer genossen, von Land und Leuten liebevoll Kenntnis ge-  
nommen und voll großen Eifers die schönsten Erscheinungen durch  
Stift und Pinsel fixiert. Die beigegebenen prächtigen Illustrationen —  
die Ausführung der Heliogravüren geschah durch die Reichsdruckerei —  
geben davon Kunde. Tief erquid, geistig und körperlich gestärkt  
und erfrischt, kehrte der Monarch, nachdem er sein nordisches Ziel  
erreicht hatte, großer unvergeßlicher Erinnerungen voll, in die deutsche  
Heimat zurück. An der Hand des trefflichen Reiseschreibers Paul  
Gießfeld genießt der Leser mit Behagen die ganze Nordlandsfahrt  
und sammelt ohne Mühe und Beschwerden die mannigfachen Ergebnisse  
derselben auch für sich ein. Das Buch ist jedem Gebildeten warm zu  
empfehlen.

„Zehn Jahre in Aequatoria und die Rückkehr mit Emin  
Pascha.“ Von Major Gaetano Casati. Nach dem italienischen  
Originalmanuskript übersetzt von Prof. K. von Reinhardt. Ein-  
zig autorisierte deutsche Ausgabe. Mit 150 Abbildungen und 4 Karten.  
2 Bände. Bamberg, C. C. Buchners Verlag. — Wer sich für afri-  
kanische Zustände, für die geographischen Verhältnisse des Erdteils,  
seine Pflanzen- und Tierwelt, für seine Bewohner und deren Lebens-  
gewohnheiten interessiert, kann kaum ein interessanteres und inhalt-  
reicheres Buch lesen, als diese schlichten, vom Stempel der reinsten  
Wahrheit gezeichneten Berichte des edlen, unergründlichen und schär-  
fichtigen Forschers Casati. Aber über das wissenschaftliche Interesse  
hinaus wird der Leser von Blatt zu Blatt gesteigerte Teilnahme für  
den heldenhaften Mann selbst gewinnen, der die besten Jahre seines  
Lebens an der Mitarbeit an der großen Aufgabe gelebt hat, welche die

Wissenschaft in Afrika zu lösen bemüht ist, und unter unerhörten  
 Strapazen, körperlichen und seelischen Leiden, größten Lebensgefahren  
 die wichtigsten Ergebnisse für die Kenntnis Afrikas zu Tage gefördert  
 hat. Casatis freundschaftliche Beziehungen zu Emin Pascha, sein Ver-  
 hältnis zu Stanley, zu Dr. Junker zc., vor allem aber seine überaus  
 wichtigen Mitteilungen über Aequatoria, verleihen dem Buche ein In-  
 teresse von höchster Aktualität. Die beigegebenen Illustrationen sind  
 in technischer Beziehung nicht durchweg glücklich, sonst aber von größtem  
 Wert und so instruktiv wie möglich.

Hermann von Wissmann: „Meine zweite Durch-  
 querung Aequatorial-Afrikas vom Kongo zum Zambesi,  
 während der Jahre 1886 und 1887.“ Mit 92 Abbildungen nach  
 Zeichnungen Hellgrewes und Klein-Chevaliers, und 8 Karten. Frank-  
 furt a. D., Verlag von Frowitsch u. Sohn. — Das trefflich aus-  
 gestattete Werk ist die Frucht von Wissmanns letztem viermonatlichen  
 Erholungsurlaub in Deutschland. Erfüllt von der naheliegenden  
 Sorge, möglicherweise nicht noch einmal aus dem gefährlichen „Schwar-  
 zen Erdteil“ in die Heimat zurückzukehren, zeichnete der kühne Ver-  
 treter deutscher Interessen in Afrika seine früheren Erlebnisse nach  
 tagebuchartiger, in zusammenhängender, knapper, doch sehr anspreden-  
 der Darstellung auf und lieferte damit ein Werk, das in der Geschichte  
 Afrikas immer eine ehrenvolle Stelle einnehmen wird! Ein be-  
 sonderes Interesse wendete Wissmann der Sklavenfrage zu, und  
 die Ergebnisse seiner darauf bezüglichen Studien, seine Darlegung der  
 „Araberfrage“, seine zornigen Mahnrufe an die europäischen Kul-  
 turstaaten zur Ausrottung der „Pest Afrikas“, des scheußlichen und  
 erbarmungslosen Arabertums, werden ohne Zweifel die Grundlage  
 bilden für weitere umfassendere Ethnologienarbeiten in Afrika, zum  
 Schutz von Millionen grausam behandelter Menschen, zu deren Dol-  
 metzher und Vertreter der wackere Menschenfreund sich voll edlen sitti-  
 lichen Zornes gemacht hat. Die Illustrationen sind von großem  
 Interesse. Die bewährte Technik Hellgrewes und Klein-Chevaliers ver-  
 leugnet sich auch in der flüchtigsten Skizze nicht.

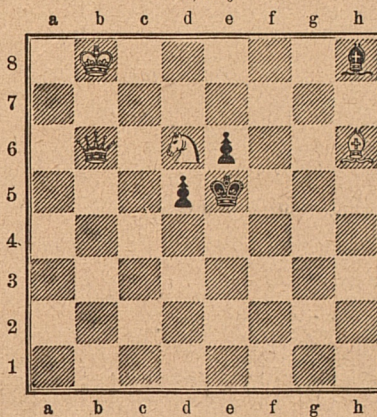
### Die Bauernstickereien von Kalotaszep.

deren einzelne Motive auch im „Bazar“ veröffentlicht wurden, finden  
 allenthalben großen Anklang. Nun kommt uns aber von mehreren  
 Seiten die Anfrage zu, wo diese Arbeiten „angefangen“ zu haben  
 seien und wo das Material in authentischer Echtheit käuflich sei. Die  
 fragenden Herrschaften vergessen eben, daß von einer Bauern-Industrie,  
 also von einer ganz primitiven, nicht organisierten Sache die Rede ist.  
 In keinem Lande, sei es nun ein über-civilisiertes oder ein primitives,  
 sind Arbeiten der Bauern „angefangen“ zu haben. Das giebt es  
 nirgends auf der Welt. Kein persischer oder rumänischer Teppich,  
 keine türkische doppelseitige Stückerie, keine geklöppelte Schweizer Spitze  
 ist „angefangen“ zu haben. Die Kalotaszep Gegenstände werden  
 nicht in Fabriken hergestellt; da ist nichts organisiert. Das keinen  
 wird von den Bäuerinnen je nach Bedarf meterweise gewebt, das Garn  
 in den Hütten selbst gefärbt — und so kann man wohl fertig herge-  
 stellte Stücke nun schon in Menge kaufen, weil die Bäuerinnen sich  
 immer mehr dieser lukrativen Beschäftigung widmen, aber nur fertig  
 kann man die Sachen haben und nicht anders, da in Ungarn noch  
 kein Geschäft existiert, das das Material dieser Arbeiten zum Verkau-  
 fe führt. Frau von Gyarmathy hat durch die Veröffentlichung einzelner  
 Dessins alles gethan, was sie thun durfte, und es können ja diese origi-  
 nellen Vorlagen auf jedem beliebigen groben Leinen, wenn es auch  
 nicht „fodor“-Leinen ist, ausgeführt werden. Und schließlich wäre es  
 für das Wohl der Bäuerinnen nicht wünschenswert, wenn jedermann  
 sich diese Spezialität, die das einzige Besitztum dieser armen Leute  
 bildet, selbst anfertigen könnte. Ich darf dies nun so offener gestehen,  
 als Ungarn hierin keine Ausnahme macht, sondern dieselben Pfade  
 wandelt, die auch in anderen Ländern gewandelt werden. J. B.

### Schach.

#### Aufgabe Nr. 289.

Von J. Slater.  
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt

#### Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 287 Seite 140.

- Weiß.  
1. Dh2 — c2.  
Schwarz.  
1. Kd5 n. e5.  
Weiß.  
2. f3 — f4 f.  
Schwarz.  
2. Ke5 — f6 ober  
— d5.  
Weiß.  
3. De2 — c3 ober  
g2 matt.  
A.  
Weiß.  
1. . . . .  
Schwarz.  
1. d6 n. e5.  
Weiß.  
2. Dc2 — d2 f.  
Schwarz.  
2. Kd5 — c6.  
Weiß.  
3. Dd2 — d7 matt.  
(Auf 1. . . . 1 f5 — f4;  
2 e3 — e4 f. zc.; auf  
1. . . . 1 c4 — c3;  
2 Dc2 — b3 f. zc.;  
auf 1. . . . 1 anders;  
2 Dc2 n. c4 f. zc.)

### Unterhaltungsaufgabe Nr. 128.

Die Ueberfahrt der Ehepaare.

Drei Ehepaare, die wir kurz mit ihren Vornamen Karl, Cäcilie;  
Berthold, Brigitta; Anton, Auguste bezeichnen wollen, lustwandeln  
im Park eines befreundeten Gutsbesizers. Ihren Weg durchkreuzte ein  
Bächlein, an dessen Ufer ein Kahn stand, der jedoch so klein war,  
daß nur zwei Personen darin Platz finden konnten.

Sie beschloßen, in mehreren Ueberfahrten sämtlich zum anderen  
Ufer zu gelangen; jedoch unter Einhaltung der Bedingung, daß bei  
der Ausführung dieses Planes niemals eine Dame in der Gesellschaft  
eines oder zweier Herren sich befinden dürfe, wenn nicht ihr Gemahl  
gegenwärtig wäre.

Wie wurden die Ueberfahrten vollzogen?

#### Auflösung der Anagramm-Aufgabe Seite 140.

„Die Macht des Gefanges.“

Deutschland, Herfohn, Elisabeth, Mandoline, Appenzell, Charente,  
Geitbronn, Telegraph, Delila, Eisenbahn, Serbien, Graubenz, Engadin,  
Semiramis, Anstertlich, Naugard, Garibaldi, Edelhirs, Seidenbast.

#### Auflösung des Nebus Seite 140. Je vous aime en silence (en six lances).

#### Auflösung der Scherzaufgaben Seite 140.

#### I. DIX

II. Der Sonntag. Sunday, weil alle anderen Week-days sind.

### Beschreibung des kolorierten Stahlstich- Modenbildes „Mai“.

Fig. 1. Kleid aus mousseline de laine. Die Garnitur  
des vorn 105, hinten 118 Cent. langen, 240 Cent. weiten Rockes aus  
weißem Taffet bildet am unteren Rande, auf der Außenseite, eine  
7 Cent. breite Plisseefrisur von gleichem Stoff, der eine gleich-  
breite Frisur aus heller, bunt gemusterter mousseline de laine auf-  
liegt, sowie innen eine 14 Cent. breite ausgezackte Frisur von  
Taffet. Die Bekleidung des Rockes besteht vorn aus einem 88 Cent. lan-  
gen, unten 160, oben 140 Cent. breiten, an den Sei-  
ten abgeschragten Teil von mousseline de laine, der  
am unteren Rande mit einem 24 Cent. breiten,  
245 Cent. weiten Volant von gleichem Stoff begrenzt  
ist, welchen man längs des  
oberen Randes, sowie 5  
Cent. weit unterhalb des-  
selben mehrmals eingereiht  
und derartig auf dem Gar-  
nitureil befestigt hat, daß  
der obere Teil des Volants  
demselben puffenartig auf-  
liegt; der Volant wird,  
wie die Abb. zeigt, durch  
eine 17 Cent. breite, 300  
Cent. weite, in regelmäßigen  
Entfernungen mit Kofet-  
tenschleifen aus 6 Cent.  
breitem silb Atlasband ver-  
zückt. Am oberen Rande hat  
man den Teil vorn leicht  
eingehalten, an den Seiten  
in einige dicht aufeinander  
liegende, nach vorn gefehrte  
Falten arrangiert, auf dem  
Rock befestigt; hinten liegt  
dem Rock ein 160 Cent.  
weiter, unten mit einem  
breiten Saum versehener,  
oben in der Mitte dicht  
eingereiheter, im übrigen in



einige nach vorn gefehrte Falten gelegter Teil aus mousseline de laine  
auf; der untere Rand des Teils wird dem Rock ab und zu mit  
einigen unsichtbaren Stichen angenäht. Die kurze Schnebentaille hat  
man vorn mit Haken und Dejen geschlossen, die durch den Ray aus  
Atlas gedeckt werden; ein gleicher Einsatz ist auf den Rückenteilen, wie  
die obenstehende Abbildung zeigt, angebracht. Den Ansatz der Atlas-  
teile deckt 12 Cent. breite, in Bindungen befestigte Spitze; gleiche Spitze  
begrenzt den unteren Rand der, mit Atlasband verzierten, Ärmel. Zur  
Vervollständigung der Taille dienen Schleifen aus 6 Cent. breitem silb  
Atlasband.

Fig. 2. Kleid aus gestreiftem Wollenstoff und Surah.  
Als Material für diese ebenso neue, wie elegante und hübsche Toilette  
hat man, wie ersichtlich, in der Diagonale gestreiften Wollenstoff,  
sowie Surah verwendet; zur  
Herstellung fertigt man den  
unteren Rock 212 Cent.  
weit, vorn 103, hinten 110  
Cent. lang aus Taffet, be-  
grenzt ihn am unteren Rande  
mit einer 8 Cent. breiten aus-  
gezackten Frisur von gleichem  
Stoff, garniert die Innenseite  
des Rockes mit einer 15 Cent.  
breiten Frisur aus Taffet, und  
überdeckt ihn mit einem ent-  
sprechend langen, unten 365  
Cent. weiten Garnitureil aus  
Wollenstoff, der, vorn flach,  
hinten in dicke Falten arran-  
giert, der Taille aufgefakt wird.  
Letztere aus gestreiftem Stoff  
ist vorn und hinten mit Ein-  
satzteilen versehen, von denen  
der vordere teil aus Surah,  
teils aus Wollenstoff, der hin-  
tere, wie die nebenstehende  
Rückansicht zeigt, nur aus  
Surah besteht; den Ansatz  
derselben decken 2 1/2 Cent.  
breite Bordüren aus weißer,  
mit Gold, sowie mit grüner  
Seide durchwirkter Wollen-  
stoffe. Gleiche Bordüren zie-  
ren den Stehkragen, sowie die  
aus Surah gefertigten, oben  
stark eingereichten Ärmel. Den  
unteren Rand der vorn unter  
dem Ray mit Haken und Dejen  
geschlossenen Taille begrenzen  
10 Cent. lange, vorn aus  
Surah, hinten aus Wollen-  
stoff gefertigte Schoßteile, die,  
wie ersichtlich, mit kleinen Taschen-  
einschnitten versehen sind.



Bezugsquelle der Modelle: Berlin, Mode-Bazar Gerson u. Comp.





Fig. 1. Gemaltes Wandbrett. (Venetianische Glasgefäße von der Società Italiana, Berlin SW., Friedrichstraße 36.)

### Das Wandbrett.

Von Oskar Hülker.

Nachdruck verboten.

Bei kunstgewerblichen Arbeiten, die für Dekoration der inneren Wohnräume von Frauenhand angefertigt werden, ist die erste Grundbedingung, daß das benötigte Material so wenig wie möglich Unkosten mache, daß es überall bequem zu beschaffen sei und daß jede Dame, auch diejenige, die über geringere technische Fertigkeit verfügt, in den Stand gesetzt werde, sich ihr Heim mit Malerei zu schmücken und wohllich einzurichten; erst dann haben Anleitungen, die zu diesem Zweck geschrieben sind, ihren vollen Wert.

Noch weiter gehend, ist es häufig nötig, dem Arbeiter, welcher eine derartige Arbeit vielleicht vollenden muß, den kürzesten Weg anzugeben, auf welchem er zum Ziele gelangt, gleichzeitig aber auch die Vorkenntnisse mit der Art und Weise bekannt zu machen, wie die letzte Hand ans Werk zu legen sei, damit sie sich auch vor Ueberbortelung zu schützen wisse und schon durch ihr Bekanntheit mit der Konstruktion dem Handwerker zeige, daß sie genau weiß, was sie will.

Von diesem Prinzip geleitet, bringe ich heute ein Wandbrett. Ich glaube mit diesem Stück einen oft gehegten Wunsch zu erfüllen, da sich in jeder Häuslichkeit Gläser, Rippes, figürliche Arbeiten in irgend einer Ausführung und andere kleine Sächelchen befinden, denen man gern ein sicheres Plätzchen giebt und die doch dem Besucher und dem Wohnungsinhaber möglichst vors Auge gerückt werden sollen.

Als Material zu unserer Arbeit gehören erstens ein Deckbrett von 1,15 Meter Länge, 19 Cent. Breite und 2 Cent. Stärke, hierzu ein Rückbrett von 1,15 Meter Länge, 20 Cent. Breite und 2 Cent. Stärke, und drittens zwei Stützen. Das zu wählende Holz kann Linden- oder weißes Pappelholz sein, auch feines weißes Tannenholz ist anwendbar; diese drei Holzarten sind die billigsten, als bessere Qualität nehmen wir Ahorn oder Weißbuche. Für die Stützen lassen wir uns vom Tischler zwei Brettchen 20 Cent. hoch, 15 Cent. breit und 2 Cent. stark anfertigen.

Die hierfür gegebene Profilzeichnung (Fig. 2) wird vergrößert auf das Brettchen übertragen, mit der Laubsäge ausgehoben und glatt gefeilt, wenn man es nicht vorzieht, diese Arbeit den Tischler machen zu lassen.

Teilen wir nun, nachdem das Holz, wie ich schon in dem Artikel „Handspiegel“ angab, präpariert wurde, das Rückbrett, auf dem sich die Malerei befinden soll, nach den auf der Zeichnung ersichtlichen Verhältnissen ein (Fig. 2). Das obere Brett (Tragebrett) wird auf seiner unteren Seite ebenso wie das Rückbrett gefeilt, nur fällt später hier die Ornamentmalerei im

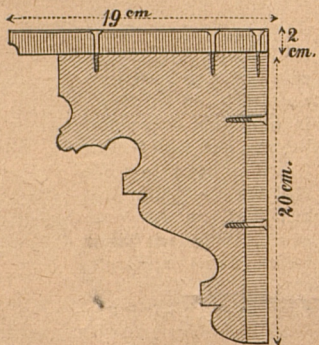


Fig. 2.



Fig. 3.

Mittelfeld fort, das Holz wird gemalt, d. h. mit Sepia gedeckt und mit Adern versehen.

Die Füllungen des Rückbrettes und der Stützen (Fig. 1 und 3) haben genau ein Fünftel natürliche Größe, sodaß sie mittelst eines Storchschnabels passend vergrößert werden können. Es ist hierbei notwendig, die Zeichnung vorher auf Papier zu übertragen, diese klar auszuzeichnen und dann erst auf das Holz zu pausen.\* Bevor ich auf die Ausführung selbst eingehe, möchte ich über die Art und Weise der Malerei, des Stils und der Farben einiges erwähnen.

Die Holzmalerei soll eine Imitation der Intarsia, Marqueterie oder Holzeinlagearbeit sein und muß sich deshalb so viel wie möglich dieser Technik anpassen und sie nachzubilden suchen. Zum besseren Verständnis muß ich kurz auf diese Technik eingehen.

Die Holzeinlagearbeiten hatten ihre Blütezeit im 15. Jahrhundert in Italien, im 16. in Deutschland. Es sind meist Blatt- und Ranken-, sowie Wandverzierungen, die aus verschiedenfarbigen Furnieren oder Holzplättchen, welche der Holzleier lang geschnitten sind, mit der Laubsäge ausgehoben und in einen anders gefärbten Grund eingelegt sind. So schwer diese Technik im ersten Augenblick erscheint, so einfach ist sie. Nehmen wir zwei gleichgroße Stücke Papier, ein dunkles und ein helles, legen sie aufeinander, heften sie mit etwas Klebstoff an den Rändern zusammen und bezeichnen das helle Papier mit einem Blatt, Palmette oder dergleichen und schneiden nun mit der Schere diese Zeichnung so aus, daß man auf der Kontur bleibt und weder die Figur noch den Grund verlegt, so wird man schließlich durch den Ausschritt zwei ganz gleiche Figuren und zugleich zwei Stücke verschiedenfarbigen Grund haben. Da die beiden Blattauschnitte gleich sind, müssen auch die beiden Grundauschnitte gleich sein; wir können deshalb das helle Blatt in den dunklen Grund und das dunkle Blatt in den hellen Grund legen.

Wir haben hier das Prinzip der Intarsia-Einlagearbeit. Nehmen wir statt der Papierblättchen Holzurniere von Ahorn und Nußbaum oder anderen streng unterschiedenen Farben und statt der Schere die Laubsäge, so bekommen wir die wirkliche Einlagearbeit. Bei unseren Imitationen verbieten sich daher schon von vornherein natürliche Blumen, Landschaften und auch das figuristische Genre, sobald es nicht zum Ornament gehört. Verwendbar sind stilisierte Blumen und Blätter, Wandverzierungen, Wappen und dergl. mehr.

Ich weiß wohl, daß wir in unseren Museen auch architektonische Arbeiten, figuristische und landschaftliche Bilder in Einlagearbeiten haben, doch ist dieses schon ein Auswuchs der Vollendung. Aus der vorstehenden Beschreibung geht nun aber auch hervor, mit welchen Farben wir zu arbeiten haben. Es werden stets nur Holzöne sein können, also Gelb, Braun, auch

\* Originalmalerei des Wandbrettes in natürlicher Größe sind durch das Atelier für Damenmalerei von Frau Anna Hülker, Berlin S., Alexandrinenstraße 38, gegen Einsendung von M. 1.50 pro Stück zu beziehen.

beide zusammen in jeder Mischung, Sepia, sepia colorée, gebrannte terra sienna, Olivgrün, Schwarz und für rote Hölzer Karmin. Unter allen Umständen zu vermeiden sind sämtliche grelle Farben: Deckweiß, Hellgrün, Zinnober, Blau, besonders Hellblau und violette Töne. Die Struktur, welche das Holz hat, muß stets durchscheinend wirken, es sind deshalb nur Aquarell-, niemals Deckfarben zu wählen.

Kommen wir also zu unserer Ausführung zurück. Die Zeichnung ist übertragen und wird mit Elfenbeinschwarz, am besten wohl mit der Feder gleichmäßig nachgezeichnet. Der Grund wird zuerst mit Sepia angelegt, die Farbe dann strichweise eingetragener, und zwar von den oberen äußeren Ecken nach der unteren Mitte. Ist ein Stück des Grundes halb trocken, so arbeiten wir mit sepia colorée und gebrannter Sienna einzelne Striche ein und gehen so lange darüber, bis der Grund kräftig in der Farbe, d. h. entschieden dunkel wirkt. Durch dieses strichweise Malen wird besonders Anfängern die Arbeit leicht; Geübtere werden die Aderungen künstlicher und geschickter nachbilden können.

Die Kontur muß streng gehalten werden, das Ornament behält den Holzton. Es bleiben nun noch die Schatten in Blumen und Blättern. In der echten Einlage werden diese Töne durch Brand hergestellt. Man fengt einzelne der Ausschritte über der Flamme oder in erhitztem Sande an.

Um dieses zu imitieren, nehmen wir gebrannte Sienna, legen die Farbe an der tiefsten Stelle fest ein und lassen sie dann leicht verlaufen.

Ist die Arbeit völlig trocken, d. h. nach etwa 24 Stunden, so wird sie gewachst. Man legt hierzu weißes oder gelbes Wachs etwas zerfeinert in ein Wasserglas und überdeckt es mit Terpentin, sodaß es übersteht. Nach einigen Stunden wird sich das Wachs in dem Del aufgelöst haben und eine breiartige Masse bilden. Nachdem man sie durch Umrühren gleichmäßig verarbeitet hat, bestreicht man die Malerei mittelst eines Vorstipfels hiermit und verreibt das Wachs mit einem Stück Wolle, sodaß es als dünner Ueberzug das Brett bedeckt. Mit einer Bürste wird zum Schluß das Brett so lange gebürstet, bis der Ueberzug vollständig blank ist. Statt des Wachses kann man auch die Arbeit beim Tischler polieren lassen, der Glanz ist bei der Politur bedeutender, aber bei den häufig matten Polituren unserer Nußbaummöbel, denen die Bretter hinzugefügt werden, nicht immer zu empfehlen.

Es fehlen zum fertigen Zusammenstellen noch die Stützen, sie werden ebenso wie die Bretter behandelt und können an den Außenkanten mit etwas schwarzem Spirituslack etwa einen halben Centimeter breit überzogen werden, ebenso kann das Profil des Tragebrettes lackiert werden.

Ist die Gesamtmalerei beendet, so schraubt man zuerst das Tragebrett und das Rückbrett mit fünf je 3 Cent. langen Schrauben zusammen, setzt dann die Stützen ein und befestigt auch diese durch je zwei 3 Cent. - Schrauben mit Rück- und Tragebrett.

Der Tischler, welcher die Bretter anfertigte, schraubt sie auch zusammen. Zum Anhängen des fertigen Brettes werden hinter den Stützen eiserne Deisen mit 1 1/2 Cent. langen Schrauben befestigt und so angelegt, daß Rück- und Tragebrett zusammen die Deise halten.

### Korrespondenz.

**Anonyme Anfragen aus Abonnentenkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo der Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.**

**Verschiedenes. Haideröschens Poststempel Preuß.-Friedland.** Rotweine werden aus blaubeerigen Trauben gewonnen, indem man mit dem Moste zugleich die Beerenhüllen und die Kämme mitgären läßt. Der blaue Farbstoff der Traubenschalen wird dabei durch den Alkohol aufgelöst und durch die vorhandenen freien Säuren rot gefärbt.

**Dr. H. W. in D.** Der Vultschant der Firma Burkhardt u. Richter in Mulda vereinigt Sitz- und Stehpult, sowie Sekretär. Für Leute, die den größten Teil des Tages an den Schreibtisch gesesselt sind, also wohl zu empfehlen.

**M. v. N. in St.** Erbitten Sie mit Verneigung auf uns Preisliste der deutschen Emailfarben von der Firma Horn u. Franke, Berlin NO., Gollnowstraße 11a.

**Wally in S.** Leider zur Zeit nicht verwendbar.  
**Henny u. Anna.** Die Dame wohnt Berlin W., Maasenstr. 14.  
**Ph. K. in Tr.** Die Komposition ist uns unbekannt.

**Kosmetik und Gesundheitspflege. R. von G. in W.** Mandelmilch für kosmetische Zwecke kann man sich auf folgende Weise bereiten: 60 Gramm geschälte süße Mandeln, denen man je nach Bekleben einige bittere zusetzen kann, werden fein zerstoßen und in Mörser nach und nach 1 Liter Wasser, dem man vorher 50 Gramm Glycerin beimischte, zugeleht, dann leigt man die Flüssigkeit durch ein Leinentuch ab. — Als Mittel gegen einen grobporigen Teint ist zu empfehlen: fleißiges Waschen mit Bimssteinseife und allabendliches Einsetzen mit Vanolincrème.

**Heidekraut.** Das Mundwasser, dessen Vorchrift Sie im Sinn haben, ist wahrscheinlich das Mundwasser des Prof. Dr. Müller. Es besteht aus 0,25 Teilen Ethanol, 3 Teilen Benzoesäure, 15 Teilen Eucalyptusinktur, 100 Teilen absolutem Alkohol und 1 Teil Gaultheriäol.

**B. A. in L.** Die Zusammensetzung der „Crème Grolsch“ ist uns nicht bekannt. An die Verprechungen, welche die Beklame für denselben leistet, glauben wir nicht.

**Kolmar.** Vermuthlich meinen Sie unter der Bezeichnung „Oréolino“ das als „Auréliano“ bekannte Haarbleichmittel. Dasselbe besteht aus Wasserstoffperoxyd und ist an und für sich zur Erzielung eines sehr schönen Blondes unschädlich, jedoch soll das Haar bei fortgesetztem Gebrauch unter dem Einflusse des Mittels brüchig werden.

**Edelweiß. — Johanna N. in Lemberg. — Enzian.** Berls Antitrinin ist uns nicht bekannt. — Als gutes u. unschädliches Haarfärbemittel gilt das Krinodrom, als bestes medjanisches Enthaarungsmittel das Filothron, beide käuflich bei E. Karig in Friedebau bei Berlin. — Das unter verschiedenen Namen verkaufte Wasserstoffperoxyd vom Wondfärben der Haare vermag nicht graue Haare blond zu färben, weil es kein Mittel zum direkten Färben ist, sondern ein solches, durch welches dunkles Haar entfärbt, beziehungsweise bis zur hellblonden Farbe gebleicht wird. — Jede Schminke ist der Gesichtshaut schädlich; nur peinliche Reinlichkeit und allabendliche Entfernung der Schminke vermag die schädlichen Wirkungen der Schminke zu beschränken.

**Haushalt und Küche. L. N.** Das Rezept zu den auch an der kaiserlichen Tafel beliebten „Käseknagen“ haben wir in der Korrespondenz unter „L. N.“ auf Seite 456 des „Bazar“, Jahrg. 1889 gegeben.

**W. N. in B.** Es ist durchaus nicht empfehlenswert, daß man, wie es Sie und da Gewohnheit ist, Fische Stunden oder selbst einen Tag vor dem Kochen einläßt. Es wird dadurch dem Fischfleisch durch das wasserentziehende Salz der beste Saft entzogen, der Fisch wird beim Kochen härter. Es ist daher nicht gut, länger als eine Stunde vor dem Kochen den Fisch zu salzen. Seefische legt man mit kaltem Wasser ans Feuer, bringt sie schnell ins Kochen und läßt, nachdem die Fische, je nach der Größe, fünf bis fünfzehn Minuten in lebhaftem Kochen verblieben, dann noch eine halbe oder ganze Stunde bei schwächerem Feuer nachsieden. Längeres Nachsieden ist besonders bei solchen Fischen empfehlenswert, die keinen ausgeprägten eigenen Geschmack besitzen und den der gewürzten Brühe annehmen sollen. Bringt man die Fische gleich in kochendes Wasser, oder kocht sie zu lange auf lebhaftem Feuer, so platzt ihre Haut und der Fisch zerfällt. Fische mit eigenem

Geschmack kocht man nur in stark gelbem Wasser, dem man, wenn größere Festigkeit des Fleisches erforderlich wird, etwas Essig zusetzt.

**F. in W.** Wenn sich der käufliche, mit Stronchin vergiftete und nach antiker Vorchrift rotgefärbte Mäuseweizen nicht wirksam erweist, besonders wenn er infolge langen Liegens in den Verkaufsstätten zu trocken geworden ist, so kann man diesen Uebelstand beseitigen, indem man den Weizen in zerlassener frischer Butter wäscht und dann in die Mäusegänge freut. Gegen Feldmäuse hat man neuerdings statt des Weizens mit bestem Erfolge Samen von Zuckerrüben mit Stronchinlösung vergiftet, da dieser besser die Giftlösung aufnimmt, als das Weizenkorn, und von den Mäusen gern genommen wird.

**Hausfrau in B.** Mit Ausnahme von Tinten- und Obfstücken sollen alle Fiedeln (Teer, Harz, Del, Fett, Delfarbe, Schmutz u. s. w.) durch das „Benzolinar“ — in allen Droguenhandlungen erhältlich — erfolgreich beseitigt werden.

**A. D. in St. b. N.** Gelegentlich Ihrer Anfrage, ob Sie flüssiges Wasserglas anstatt der von Ihnen genannten Wasserglasseife zur Wäsche verwenden können, wollen wir Ihnen den Rat erteilen, von der Verwendung von Wasserglas beim Waschen seiner Wäsche überhaupt abzusehen. Im übrigen würde flüssiges Wasserglas genau denselben Dienste, deren Wert wir jedoch in Frage stellen, thun, wie festes, d. h. mit Seife verarbeitetes, nur müßten Sie davon dreimal so viel verbrauchen. Die Verwendung von Wasserglas überhaupt ist aber deshalb nicht ratsam, weil in demselben schon durch die Kohlenäure der Luft Kieselsäure abgegeben wird, welche in Wasser unlöslich ist und sich, fein verteilt, in den Fasern der Gewebe absetzt, woraus sie nur durch sehr sorgfältiges Spülen und Waschen zu entfernen ist. Wenn aber solche Kieselsäuretheilchen in den Fasern der Gewebe hängen bleiben, so wirken sie nach dem Trocknen bei jeder Bewegung der Wäsche reibend und zerfäulen dadurch nach und nach die Faser. In noch höherem Grade als bei Leinen ist dies bei Wollentstoffen und Wollwollwaren der Fall. Auch enthält zuweilen die käufliche Wasserglaslösung überschüssiges Natrium oder Aethylalkali, Stoffe, die mehr als Soda die Wäsche angreifen und daher gleichfalls ihre Haltbarkeit beeinträchtigen. Wollen Sie durchaus ein chemisches Waschverfahren anwenden, so verwenden Sie einen Zusatz von Salmiatgeist und Terpentinöl, je hundert Gramm aus 6 Eimer Wasser und lassen Sie damit die Wäsche eine Nacht stehen. Sie werden ohne Zweifel nach dem ersten Versuch von der Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens überzeugt sein.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Verlags-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „Mai“.